

Zeitschrift für Ideengeschichte
Heft II/1 Frühjahr 2008

Exil

Herausgegeben von
Michael Matthiesen,
Tim B. Müller & Martial Staub

HERAUSGEBER:

Ulrich Raulff

(Deutsches Literaturarchiv Marbach)

Helwig Schmidt-Glintzer

(Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel)

Hellmut Th. Seemann

(Klassik Stiftung Weimar)

BEIRAT:

Kurt Flasch (Bochum), Anthony Grafton

(Princeton), Dieter Henrich (München),

Wolf Lepenies (Berlin), Glenn W. Most (Chicago/

Pisa), Krzysztof Pomian (Paris), Quentin Skinner

(Cambridge, UK), Jan Philipp Reemtsma

(Hamburg), Barbara M. Stafford (Chicago)

GESCHÄFTSFÜHRENDE REDAKTION:

Sonja Asal (v.i.S.d.P.)

REDAKTION «KONZEPT & KRITIK»:

Carsten Dutt (v.i.S.d.P.)

MITGLIEDER DER REDAKTION:

Philip Ajouri, Martin Bauer, Warren Breckman,

Ulrich von Bülow, Frank Druffner, Ulrike Gleixner,

Valentin Groebner, Christian Heitzmann, Roland

Kany, Albrecht Koschorke, Marcel Lepper,

Jonas Maatsch, Ethel Matala de Mazza, Michael

Matthiesen, Tim B. Müller, Martin Mulow,

Robert E. Norton, Wolfert von Rahden, Stephan

Schlak, Ulrich J. Schneider, Martial Staub, Barbara

Stollberg-Rilinger, Jürgen Trabant, Thorsten Valk,

Cornelia Vismann

REDAKTIONSADRESSE:

Zeitschrift für Ideengeschichte

Deutsches Literaturarchiv Marbach

Schillerhöhe 8 – 10

71672 Marbach am Neckar

Für unverlangt eingesandte Manuskripte
wird keine Haftung übernommen.

Umschlagbild: Der italienische Historiker

Guglielmo Ferrero, aus: *La vida moderna*, Juni 1907

Die Zeitschrift für Ideengeschichte
erscheint viermal jährlich.

BEZUGSPREIS:

Einzelheft: € 12,00 [D]; sFr 21,90; € 12,40 [A];

zzgl. Vertriebsgebühren von € 1,45 (Inland); Porto (Ausland)

Jährlich: € 40,00 [D]; sFr 73,20; € 41,20 [A];

inkl. Vertriebsgebühren (Inland); zzgl. € 16,00 (Ausland)

Sonderpreis: € 32,00 [D]

inkl. Vertriebsgebühren (Inland); zzgl. € 24,00 (Ausland)

Der Sonderpreis gilt für Mitglieder des Freundeskreises des Goethe-Nationalmuseums e.V., der Freunde des Liebhabertheaters Schloß Kochberg e.V., des Vereins der Freunde und Förderer der Kunstsammlungen zu Weimar, der Gesellschaft Anna Amalia Bibliothek e.V., der Gesellschaft der Freunde der Herzog August Bibliothek, der Deutschen Schillergesellschaft sowie für Abonnenten der Marbacher Magazine.

ABO-SERVICE:

Telefon (089) 38189-750, Fax (089) 38189-402

E-mail: bestellung@beck.de

ANZEIGEN:

Fritz Leberherz (verantwortlich)

Telefon (089) 38189-598, Fax (089) 38189-599

Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 2

GESTALTUNG:

Wunderamt, München

LAYOUT UND HERSTELLUNG:

Simone Fridrich

DRUCK UND BINDUNG:

Kösel, Krugzell

ISSN 1863-8937

ISBN 978-3-406-57264-7

Postvertriebsnummer 74142

Alle Rechte an den Texten liegen beim Verlag C.H. Beck.

Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes bedarf der Zustimmung des Verlags.

© Verlag C.H. Beck oHG, München 2007

Verlag C.H. Beck, Wilhelmstr. 9, 80801 München

www.beck.de, www.z-i-g.de

ZUM THEMA	Michael Matthiesen, Tim B. Müller, Martial Staub: Zum Thema	4
EXIL	Martial Staub: Im Exil der Geschichte	5
	Anson Rabinbach: Von Hollywood an den Galgen. Die Verfolgung und Ermordung des Otto Katz	24
	Michael Matthiesen: Navigation im Unentschiedenen. Arnold Berney in Genf 1937	37
	Theo Stammen: Exil und Emigration als universalhistorisches Problem	53
ESSAY	Durs Grünbein: Der Indianer des Geistes. Bagatellen über das Leben des Philosophen Pascal	69
DENKBILD	Michael Thimann: Die Arbeit des Lesers. Zwei Exlibris des Kunsthistorikers Julius von Schlosser	84
ARCHIV	Jan Bürger: Ein Mann, den Hitler nicht erschossen hat. Die Deportationspapiere des Konrad Merz	97
KONZEPT & KRITIK	Carsten Dutt/Dieter Teichert/Peter König: Die Ideengeschichte und ihre Nachbardisziplinen. Ankündigung eines internationalen Symposiums	110
	Sonja Asal: Literatur und Aufklärung	113
	Erich Kleinschmidt: Universen der Gelehrsamkeit	116
	Daniel Morat: Neues vom Alten. Zwei Biographien zu Ernst Jünger	119
	Joe Paul Kroll: Oswald Spengler an sich selbst	122
	Die Autorinnen und Autoren	126

*Im nächsten Heft: Letzte Worte. Mit Beiträgen von Eberhard Jüngel,
Mathias Mayer, Stephan Schlak und Cornelia Vismann.*

Zum Thema

Viele überschreiten Grenzen, bei weitem nicht alle freiwillig. Aber nur dann lösen sich die Gewißheiten und Institutionen auf, die gestern noch fest erschienen. Es gehört zu den Paradoxien des Exils, daß selbst in jenen historischen Situationen, wo es als Strafe auferlegt und akzeptiert wird, sowohl Herkunftsland wie Aufnahmeland zu temporären Erscheinungen werden. Daher nimmt das Exil eine Sonderstellung in der Geschichte der Migration ein; daher auch erklärt sich die ungeheure Produktivität dieses Phänomens für die Ideengeschichte.

Denn – und dies ist eine weitere Paradoxie des Exils –, wie klein oder groß auch immer die Zahl der Exilanten in der Antike, im Mittelalter oder in der Moderne war, es sind die ansässigen Gesellschaften, die das Exil als Zumutung empfinden und sich gegen seine Erkenntnis wehren. So wie sich die Kolonie und das Archiv, verstanden als Reproduktion und Gedächtnis des Statischen, gegen die menschliche Pilgerschaft richten, so hat sich der Mythos gegen die Geschichte konstituiert.

Das Exil ist kein Anfang und kein Ende; es ist weder Ursprung noch Ziel, weder utopisches Ideal noch harmloser Übergang; in seiner Individualität ist es nie von Dauer, und doch ist es die Geschichte selbst. Das Exil als Zustand ist so perspektivisch wie jede Rede über das eigene Leben. Als juristischer Begriff kann es Entblößung und Befreiung zugleich bedeuten. Als Alternative zur Körperstrafe markiert es einen zivilisatorischen Fortschritt in der Lösung politischer Konflikte durch die Expatriierung des Einzelnen. Daneben steht seit dem babylonischen Exil die kollektive Erfahrung konkreter Verbannung und willkürlicher Vertreibung auch nicht prominenter Opfer und ganzer Bevölkerungsgruppen.

Die Exilsituation hat immer wieder zu besonders intensiven Reflexionen der persönlichen Vorgeschichten und gesellschaftlichen Ursachen geführt. Äußerlich der isolierten Existenz des Künstlers verwandt, ist das Exil allerdings keine selbstbestimm-

te Lebensform. Der Exilant verbleibt in der Hoffnung auf Rückkehr zwischen den Zeiten und Räumen. Ausgelöscht wurde die Stimme des Exils allen Verdrängungsprozessen zum Trotz jedenfalls nie. Ihr Überleben stellt eines der faszinierendsten, weil im eigentlichen Sinne sich ständig wandelnden historischen Phänomene dar. Erst sie verleiht nämlich der Geschichte Europas mitsamt der atlantischen Erweiterung eine zunächst unerwartete und selten beachtete Kohärenz. Immer wieder haben Menschen im Okzident die Erfahrung des Exils gemacht, und immer wieder wurde vom Exil aus – dem realen wie dem gedachten – die Verfassung der Polis hinterfragt.

Der Preis des Exils für den Einzelnen oder die unterlegene Gruppe kann indes so erheblich sein, daß nicht einmal die Religion Trost zu spenden vermag. Nicht selten verließ die Religion, das Judentum wie das Christentum in ihren unterschiedlichen Ausprägungen, aber erst jene Konsistenz, ohne die keine Kritik herrschender Verhältnisse möglich ist. Jenseits aller Revolutionen und des Lärms der großen Schlachten sind es womöglich die leisen Töne des Skeptikers und der Dissidenten, die langfristig das Politische gestaltet haben. Deshalb wird sich die Ideengeschichte für sie interessieren, und eben weil das Verhältnis von Politik und Religion jederzeit der Neubewertung bedarf, ist diese Aufgabe heute dringender denn je.

Die Autoren dieses Heftes spüren auf je eigene Art und Weise dieser verborgenen Geschichte nach. So laden die hier versammelten Essays dazu ein, Unruhe und Sorge der Zeit von den Mastspitzen des Exils aus zu überblicken und neu zu interpretieren. Das Archiv des Exils bleibt in seiner Unvollkommenheit und Varianz so verletzlich und unbequem wie die Menschen selbst.

Michael Matthiesen

Tim B. Müller

Martial Staub

MARTIAL STAUB

Im Exil der Geschichte

Für Fritz Stern

1 Gene R. Pendleton und Linda L. Williams: Themes of Exile in Thomas Mann's «Voyage with Don Quixote», in: Cervantes: Bulletin of the Cervantes Society of America 21 (2001), S. 73–84, S. 73.

2 Thomas Mann: Joseph und seine Brüder, I: Die Geschichten Jaakobs (Gesammelte Werke in 13 Bänden, Bd. IV), Frankfurt/M. 1974, S. 827f.

Thomas Manns *Meerfahrt mit Don Quijote:* Das Exil und das Meer

Noch war es nicht das Exil. Der New Yorker Verleger Alfred A. Knopf hatte Thomas Mann in die Vereinigten Staaten eingeladen. Knopf ging es vor allem darum, die Werbetrommel für den ersten Band von *Joseph und seine Brüder* zu rühren. Am 19. Mai 1934 schiffte sich Mann in Boulogne-sur-Mer zu seiner ersten Reise nach Amerika ein. Elf Tage darauf, am 29. Mai, traf er in New York ein, um nach kurzem Aufenthalt am 9. Juni nach Europa zurückzukehren.¹

«Wiederkehr ist Abwandlung», heißt es im ersten Band des Josephsromans, «und wie im Guckrohr ein immer gleicher Bestand an farbigen Splittern in immer wechselnde Schauordnungen fällt, so bringt das spielende Leben aus dem Selben und Gleichen das immer Neue hervor, die Sohnes-Sternfigur aus denselben Teilchen, aus welchen der Lebensstern des Vaters sich bildete».² Europa hatte sich verändert, seit diese Zeilen niedergeschrieben worden waren. Hitler hatte inzwischen die Macht errungen und errichtete seine Diktatur in Deutschland.

Eine Rückkehr nach Deutschland, das Mann 1933 verlassen hatte, war ohne eine grundlegende Veränderung der dortigen Lage undenkbar. Die persönliche Identität war zu einem Politikum geworden. Nun ging es nicht mehr darum, wer Joseph war, sondern was Kanaan war.

«Nach Haus, was heißt das überhaupt? Soll es heißen: Küsnacht bei Zürich im Schweizerland, wo ich seit einem Jahr wohne und mehr zu Gast als zu Hause bin [...]? Bedeutet es, weiter zurück, mein Haus im Münchner Herzogpark, an der Isar, wo ich meine Tage zu beschließen gedachte, und das sich auch nur als vorübergehendes Obdach und *pied-à-terre* erwiesen hat? Nach Haus – das müßte wohl noch weiter rückwärts gehen, ins Kinderland und ins Lübecker Elternhaus, das an seinem Platze steht in der Gegenwart und doch tief versunken ist ins Vergangene.»³

Diese Überlegungen, die Mann während der Überfahrt nach Amerika festhielt, müssen den Lesern der *Neuen Zürcher Zeitung*, an die sie gerichtet waren, merkwürdig in den Ohren geklungen haben. Besonders dürfte der in diesen Zeilen zum Ausdruck kommende Zweifel an der Tradition die konservative Leserschaft der Zeitung verärgert haben. Unter den gegebenen Umständen bot die Tradition keinen Trost mehr. Daß das Thema der Heimkehr Thomas Mann nicht mehr losließ, ist vor diesem Hintergrund von besonderem Interesse. Beinahe zehn Jahre lang sollte er noch am Schicksal des erwachsenen Josef arbeiten, bis der vierte Band der Tetralogie schließlich 1943 im amerikanischen Exil erschien. Aufmerksame Leser konnten jedoch den Großteil von Manns Reflexionen anhand seiner Reiselektüre auf dem Weg nach Amerika vorausahnen. Seine Schilderung dieser Reise trägt den Titel *Meerfahrt mit Don Quijote*, und tatsächlich wurden Manns Überlegungen sowohl durch das Meer als auch durch seine Lektüre von Cervantes' *Don Quijote* angestoßen.

Ausführlich bezieht sich Mann auf den zweiten Teil des *Don Quijote*, und dort besonders auf die Klage des Mauren Ricote. Nachdem man Sancho Pansa gezwungen hat, seine Statthalterschaft aufzugeben und das Weite zu suchen, begegnet er Ricote, einem ehemaligen Nachbarn, der zusammen mit anderen christlichen Morisken in die Verbannung geschickt worden war. Der Ausweisung zum Trotz kehrt Ricote, unter ausländische Pilger gemischt, nach Spanien zurück. Den Grund für seine Rückkehr beschreibt er wie folgt:

«Wo wir sind, beweinen wir Spanien, denn hier wurden wir geboren, und es ist unser wahres Vaterland; nirgends finden wir

³ Thomas Mann: Essays, Bd. 4: Achtung, Europa! 1933–1938, hg. v. Hermann Kurzke und Stephan Stachorski, Frankfurt/M. 1995, S. 103.

4 Miguel de Cervantes
Saavedra: Leben und Taten
des scharfsinnigen Edlen
Don Quixote von la Mancha,
übers. v. Ludwig Tieck,
Zürich 1987, S. 877.

die Aufnahme, die unser Unglück verdient; und in der Barberei wie in allen Teilen von Afrika, wo wir glaubten aufgenommen, geachtet und geehrt zu werden, dort kränkt man uns und mißhandelt man uns am meisten. Wir haben das Gute nicht erkannt, bis wir es verloren haben, und bei den meisten ist das Verlangen, wieder nach Spanien zu gehen, zu groß, daß viele, die so wie ich die Sprache in ihrer Gewalt haben, zurückkehren und ihre Weiber und Kinder hilflos verlassen; so groß ist ihre Sehnsucht hierher, und jetzt weiß ich aus Erfahrung, wie wahr es ist, daß die Liebe zum Vaterlande etwas Süßes sei.»⁴

In Ricotes Klage können wir ein Echo von Psalm 137 hören: «An den Wassern zu Babel saßen wir und weinten, wenn wir an Zion gedachten.» Freilich war das Land, an das sich Ricote erinnerte, genau das Land, das ihn ins Exil getrieben hatte. Dieser Widerspruch ließ sich nur auflösen, wenn man das Exil als ein Opfer verstand, das man dem eigenen Land brachte. Cervantes kleidete diesen Gedanken in tiefe Ironie. «Wir wurden mit vollem Recht», läßt er den Mauren Ricote sagen, «mit der Strafe der Verbannung belegt». Ricotes Klage dreht sich nicht um die «Liebe zum Vaterlande»; nicht einmal um die Rückkehr in die eigene Heimat. Eigentlich handelt es sich gar nicht um eine Klage, sondern um die Andeutung einer Politik des Exils. Wohin auch immer es Exilanten verschlägt, ob sie in der Fremde bleiben oder in ihre Heimat zurückkehren, stets haben sie dem Land, in dem sie leben, eine Erfahrung voraus. Exilanten sind Doppelgänger.

In Cervantes' *Don Quijote* wimmelt es nur so von Doppelgängern. Natürlich ist der ganze Roman um dieses Motiv herum aufgebaut: Don Quijote und sein treues Faktotum Sancho Pansa sind nur das offensichtlichste Doppelgängerpaar. Als Thomas Mann den Roman auf seiner Reise nach Amerika wiederlas, begriff er, daß Menschen im Exil unweigerlich die Aufmerksamkeit darauf lenken, wie viele verschiedene Weisen es gibt, in der Welt gegenwärtig zu sein, und daß das ihnen auferlegte Opfer nicht so sehr in der Verbannung besteht als vielmehr darin, daß sie vergessen müssen, wer sie einmal waren. Cervantes' ironische Perspektive hatte ihn davon überzeugt, daß die Tradition eine Kulturtechnik des Vergessens war.

In einem vor zwanzig Jahren veröffentlichten Artikel schloß Umberto Eco, daß es keine *ars oblivionalis* gibt, die man den *artes memoriae*, also den Techniken des Erinnerns, an die Seite stellen könnte.⁵ Doch deutete er Strategien an, um aktiv zu vergessen. «Es ist möglich, nicht aufgrund einer Schwäche zu vergessen», schrieb er, «sondern aufgrund eines Übermaßes, gerade so, wie sich zwar die Bedeutung einer laut ausgesprochenen Behauptung nicht zum Verschwinden bringen läßt, man aber im selben Augenblick eine andere Behauptung aussprechen kann, so daß beide sich überlagern».⁶ Tradition ist die gewaltsame Überlagerung einer Behauptung durch eine andere, die erstere ins Exil treibt. Doch kann sich die Stimme des Exils der Gewalt der Tradition widersetzen. Wie Thomas Mann in den kommenden Jahren herausfinden sollte, war Kanaan kein Ursprung.

EXODUS: Umstrittene Anfänge

Die Bibel ist kein Ursprungsmythos. Am Anfang war der Auszug aus Ägypten; doch war der Auszug kein Anfang. Das zweite Buch der Bibel bildete die Grundlage für die Genese des ganzen Textes. Gewiß hat sich die Bibelforschung seit der Zeit eines Julius Wellhausen weiterentwickelt. Nach wie vor aber stützt sich das Gros der Bibelkritik auf Wellhausens Erklärung des Ursprungs der ersten fünf Bücher der Bibel und ihrer komplexen narrativen Struktur. Dieser Hypothese zufolge geht die Thora auf vier verschiedene Quellen zurück, die schließlich zu einer einzigen Version verschmolzen wurden.⁷ Während man den groben Zügen von Wellhausens Interpretation auch heute noch weitgehend folgt, findet die von ihm mit Nachdruck vertretene Auffassung, daß sich der Monotheismus erst vor dem Hintergrund des babylonischen Exils im 6. Jahrhundert v. Chr. entwickelte, kaum noch Fürsprecher.

Wie Morton Smith gezeigt hat, war der Monotheismus bereits in vorexilischer Zeit eine eingeführte Position, wenn auch die einer Minderheit.⁸ Auf der anderen Seite läßt sich sein Durchbruch im 6. vorchristlichen Jahrhundert nur durch die Bedrohung erklären, die das Exil für die Identität der Hebräer mit sich brachte; der Monotheismus bot dieser Gruppe eine Chance, ihre Identität zu erneuern. Gleichwohl kann eine einzige Erfahrung, und sei

5 Umberto Eco: An *ars oblivionalis*? Forget It!, in: Proceedings of the Modern Language Association 103 (1988), S. 254–261.

6 Ebd., S. 259.

7 Julius Wellhausen: Die Composition des Hexateuchs und der historischen Bücher des Alten Testaments, Berlin 1889.

8 Morton Smith: Palestinian Parties and Politics That Shaped the Old Testament, New York 1971.

- 9 Jan Assmann: Das kulturelle Gedächtnis: Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen, München 1992, S. 196ff.
- 10 Edward W. Said: Freud und das Nichteuropäische, Zürich 2004.
- 11 Jan Assmann: The Mosaic Distinction: Israel, Egypt, and the Invention of Paganism, in: Representations 56 (1996), S. 48-67, und ders.: Moses der Ägypter: Entzifferung einer Gedächtnisspur, München/Wien 2000, S. 17ff.

sie so extrem wie die der babylonischen Gefangenschaft, kaum so fundamentale Folgen nach sich gezogen haben wie die Konstruktion einer religiösen und politischen Identität, die selbst die entlegensten Aspekte des täglichen Lebens betraf und somit verhinderte, daß die Hebräer in den wohlhabenden Völkern aufgingen, von denen sie umgeben waren. In der Geschichte des alten Israel jedoch ist das Exil ein wiederkehrendes Muster.

Der Ägyptologe Jan Assmann hat zu Recht betont, daß das wiederholte Muster des Exils die Schrifttradition der Hebräer bestimmte.⁹ Seiner Ansicht nach erlangte das zweite Buch Mose gerade deshalb eine Zentralstellung für die Identität der Hebräer, weil es die einzigartige Erfahrung eines wiederholten Exils reflektierte. Das «Buch der Namen», wie das Buch Exodus im Hebräischen heißt, erinnert an die Namen derer, die sich sowohl dem Pharaon als auch dem Verlust des kollektiven Gedächtnisses widersetzt hatten, der den Söhnen Jakobs in Ägypten drohte. Die Erfahrung dieser Gruppe war einzigartig, insofern sie dauerhaft vom Exil bedroht war. Leider besteht Assmann nicht nur auf der Einzigartigkeit dieser Erfahrung, sondern auch auf bestimmten Konsequenzen, die die Gruppe aus ihr gezogen habe. Mit dieser Einstellung verschleiert er aber, daß das Alte Testament vor allem eine Meditation über heterogene Identitäten ist.¹⁰ Für Assmann bestand die Konsequenz des wiederholten Exils in der Kanonisierung und damit im historischen Gewicht dessen, was er die «mosaische Unterscheidung» nennt, der Unterscheidung also zwischen dem wahren Gott und den falschen Göttern und der daraus folgenden Trennung von Welt und Gott, Kultur und Religion, Territorium und Bund.¹¹ Mit anderen Worten betrachtet er die einzigartige Erfahrung der Hebräer, zum wiederholten Male im Exil leben zu müssen, als Ursache dafür, daß sie die Welt in einer unerhörten Weise entpolitisiert hätten. Assmann hält diesen radikalen Schritt für das historische Erbe der monotheistischen Revolution und verwandelt das Buch Exodus somit in einen Ursprungsmythos – womöglich in den außergewöhnlichsten Ursprungsmythos, den es je gab.

Gewiß erzählt das Buch Exodus eine außergewöhnliche Geschichte, aber doch wohl eher deshalb, weil es eine politische Geschichte ist. Wie Michael Walzer gezeigt hat, ist der Exodus

tatsächlich eine der politischsten Geschichten, die je geschrieben wurden.¹² Der Exodus ist kein singulärer Ursprungsmythos, sondern im Gegenteil eine Absage an derartige Mythen im Namen der Politik. Dies bedeutet auch, daß seine einzigartige Wirkungsgeschichte nicht das Ergebnis eines aggressiven «Sonderwegs» ist, sondern sich vielmehr der wahrhaft universellen Natur jener Fragen verdankt, die durch das Schicksal des alten Israel aufgeworfen wurden.

Das Buch Exodus erzählt nicht die Geschichte des Zugs oder gar der «Rückkehr» der Hebräer nach Kanaan. Michael Walzer hat darauf hingewiesen, daß das Ende der Geschichte mit ihrem Anfang nichts gemein hat und doch in ihm gegenwärtig ist.¹³ Folglich handelt das Buch Exodus vom Zug der Hebräer ins Gelobte Land. Es dreht sich um die Entstehung von Politik, um jenes wiederholte «Murren» gegen Moses und Jahwe, auf das Walzer gelauscht hat.¹⁴ Die Politik des Exodus bemüht sich um einen beständigen Ausgleich zwischen dem, was erreicht worden ist, und dem, was einmal versprochen war.

Exodus hält die Erinnerung daran wach, daß es besser ist, in Kanaan zu sein als in Ägypten.¹⁵ Wie aber steht es um jene, die unterwegs jegliche Hoffnung verloren haben und die Wüste romantisieren oder sich nicht einmal mehr an die Versklavung in Ägypten erinnern?¹⁶ Für Michael Walzer sind letztere dazu verurteilt, den Auszug zu wiederholen. Symptomatisch für ihre Haltung sind die Worte eines Vertreters der englischen Fünften Monarchie aus dem Jahr 1657: «In der Tatsache, daß der Herr Israel aus Ägypten hinausführte, zeichnet sich die Befreiung seiner Kirche und seines Volkes von aller Tyrannei und Unterdrückung in den letzten Tagen schattenhaft ab.» «Die Schatten sind überlebensgroß», kommentiert Walzer diese Passage, «nicht Ägypten, sondern die Welt, nicht diese spezifische Tyrannei, sondern jede Tyrannei und Unterdrückung, nicht die Zukunft, sondern die Letzten Tage».¹⁷

Walzer nennt die aus Enttäuschung geborene Politik messianisch; sie gilt ihm als eine Tradition, die radikal mit der eigentlichen Exodus-Politik bricht. Die Exodus-Politik arbeitet sich am «historischen» Auszug ab, die messianische Politik bereitet den zweiten Exodus vor.¹⁸ Damit geht Walzer jedoch in die Falle der Sonderwegs-Tradition.¹⁹ Unübersehbar nämlich konstruiert er

12 Michael Walzer: *Exodus und Revolution*, Berlin 1988.

13 Ebd., S. 20.

14 Ebd., S. 59 ff.

15 Ebd., S. 154.

16 Ebd., S. 123 ff.

17 Ebd., S. 154.

18 Ebd., S. 127.

19 Edward Said: Michael Walzer's *Exodus and Revolution: A Canaanite Reading*, in: *Grand Street* 5.2 (1986), S. 86-106, und Michael Walzer und ders.: *An Exchange: Exodus and Revolution*, ebd. 5.4 (1986), S. 246-259, S. 252 ff.

20 Ernst H. Kantorowicz: *Pro Patria Mori* in Medieval Political Thought, in: *The American Historical Review* 56 (1951), S. 472–492.

21 Ebd., S. 480.

den Messianismus, um mit ihm die Unterscheidung zwischen der Welt und Gott wieder einzuführen, der Assmann die Bezeichnung «mosaische Unterscheidung» beigelegt hat.

Was Walzer beschreibt, ist in Wirklichkeit ein nationalistischer Mißbrauch des Buches Exodus. Denn es ist der Nationalismus, der den Exodus in einen Ursprungsmythos verwandelt. Auf einer berühmt gewordenen Konferenz spürte Ernst Kantorowicz den Anfängen der Idee des Selbstopfers für das eigene Land, *Pro Patria Mori*, «in den politischen Begriffen des christlichen Mittelalters» nach.²⁰ Insbesondere interessierte ihn, wie der Tod fürs Vaterland dem christlichen Märtyrertod angeglichen wurde. Eine wichtige Rolle scheinen dabei insbesondere in Frankreich die Kreuzzüge und die Parallele zwischen dem Gelobten Land und dem Vaterland gespielt zu haben. Wie Kantorowicz betonte, war das Königreich Frankreich «das Land des neuen auserwählten Volkes».²¹

Interessanterweise wies Kantorowicz auch auf die Konnotation von Freiheit hin, die schon im Namen der Einwohner der *Francia* – *franci* – lag. Die französischen Autoren des Mittelalters waren nicht nur darauf erpicht, den Exodus als Ursprungsmythos zu benutzen. Wie sie es sahen, schloß die nationale Mythologie selbst die Freiheit mit ein. Stellte die Freiheit eine Gefahr für den Nationalstaat dar? Und spiegelte die bedeutende Stellung des Buches Exodus in der nationalen Mythologie eine solche Gefahr wider? Auf jeden Fall müssen Repräsentationen des Exils von der Politik des Exils unterschieden werden.

Die Schatten der Nationen:

Nietzsche, die Humanisten und das Exil des Selbst

Die Historisierung der Darstellungen des Exils setzt die Wiederentdeckung der Politik des Exils voraus. Politisieren heißt jedoch mehr als entmystifizieren. Darstellungen des Exils finden sich nicht nur in nationalen Mythen, vielmehr prägen sie grundlegend die Methoden und Ansätze der Geisteswissenschaften selbst. Auch in diesem Zusammenhang ist Thomas Manns *Meerfahrt mit Don Quijote* lehrreich. Der Essay schließt mit einem Traum:

«Es ist mir träumerisch zu Sinn [...]. Auch habe ich geträumt in der Nacht [...] und suche nach dem Traum, der aus meiner Reise-

lektüre kam. Mir träumte von Don Quijote, er war es selbst, und ich sprach mit ihm. Wie wohl die Wirklichkeit, wenn sie einem entgegentritt, sich unterscheidet von der Vorstellung, die man sich von ihr gemacht, so sah er etwas anders aus als auf Abbildungen: er hatte einen dicken, buschigen Schnurrbart, eine hohe, fliehende Stirn und unter ebenfalls buschigen Brauen graue, fast blinde Augen. Er nannte sich nicht Alonso Quixano der Gute, sondern Zarathustra.»²²

Don Quijote bekommt die Züge Zarathustras verliehen. Zarathustra wiederum ist in einer faszinierenden Vertauschung von Schöpfer und Geschöpf wie Nietzsche selbst gezeichnet. Dieser Traum läßt sich nur mit Blick auf Nietzsches *Zarathustra* verstehen. Und vor diesem Hintergrund verwandelt sich der ganze Essay in eine Art Anti-Zarathustra, bei dem der Hauptunterschied zwischen Mann und Nietzsche just in ihren jeweiligen Konzeptionen des Exils zu liegen scheint.

Zarathustra ist aus eigenen Stücken im Exil. Vom Gebirge herab unterweist er seine Schüler.²³ Seine erste Rede erzählt die Parabel von den Verwandlungen des Geistes in Kamel, Löwe und Kind.²⁴ Das Kamel steht für eine ehrfürchtige Haltung gegenüber den traditionellen Werten seiner Kultur. Zarathustra, «dem Kameele gleich, das beladen in die Wüste eilt», eilt in seine Wüste, wo er sein eigener Herr zu sein hofft. Dort muß er allerdings feststellen, daß er sich nur wie ein Herr fühlen wird, wenn er die traditionellen Werte besiegt, mit denen er sich beladen hat. So verwandelt sich das Kamel in einen Löwen. Der Drache läßt den Löwen wissen: «Aller Werth ward schon geschaffen.» Und nun verwandelt sich der Löwe in ein Kind, um neue, für sein eigenes Leben geeignete Werte zu schaffen.

Menschliche Werte entstehen aus den Überresten zerstörter Werte, lautet Zarathustras Lehre, und die Metapher, die im Zusammenhang dieser Verwandlung gebraucht wird, ist interessanterweise das Exil. Das Exil dient hier dazu, einen Ursprungsmythos zu begründen. In *Ecce Homo* formuliert Nietzsche diesen Zusammenhang ausdrücklich: «Zur Aufgabe einer *Umwertung der Werthe* waren vielleicht mehr Vermögen nöthig, als je in einem Einzelnen bei einander gewohnt haben, vor Allem auch Gegensät-

22 Thomas Mann:

Essays, Bd. 4, S. 138.

23 Pendleton und Williams:
Themes of Exile, S. 78 ff.

24 Friedrich Nietzsche: Also sprach Zarathustra I-IV, hg. v. Giorgio Colli undazzino Montinari (Kritische Studienausgabe, Bd. 4), Berlin/New York ³1993, S. 29 ff.

- 25 Ders.: *Ecce Homo*, hg. v. Giorgio Colli und Mazzino Montinari (Kritische Studienausgabe, Bd. 6), Berlin/New York 1988, S. 255–374, S. 294.
- 26 Francesco Petrarca: *Africa*. Lat.-Dt., hg. und übers. v. Bernhard Huss und Gerhard Regn, Mainz 2007, S. 675 ff.

ze von Vermögen, ohne daß diese sich stören, zerstören durften. Rangordnung der Vermögen; Distanz; die Kunst zu trennen, ohne zu verfeinden». ²⁵ Erst kommen Distanz und Exil, dann die Einsamkeit. Nietzsche stellt die christliche Hierarchie von Einsamkeit und Exil auf den Kopf – aber nicht dagegen richtet sich Thomas Manns Kritik. Auf der Reise nach Amerika dachte Mann über die aufklärerischen Seiten des Exils nach. Und genau aus diesem Grund lehnte er Zarathustras Heroismus und Nietzsches Mythologie des Exils ab.

Die jüngere Forschung beschreibt Nietzsches Projekt im wesentlichen als mythologisch. Handelte es sich aber um eine romantische Mythologie? Mir erscheint Nietzsches Perspektive tief in der humanistischen Tradition verwurzelt. Als Nietzsche in den Wintermonaten der Jahre 1883 bis 1885 in der Provence *Also sprach Zarathustra* schrieb, war er Petrarca so nahe wie nur möglich. Hier, in der Provence, hatte der italienische Humanist fünfeinhalb Jahrhunderte zuvor in *Vom einsamen Leben* den christlichen Begriff der Einsamkeit in Frage gestellt und in seinem berühmten Brief an Dionigi da Borgo San Sepolcro vom Gipfel des Mont Ventoux die Grundlagen der neuen Rolle des Intellektuellen geschaffen. Das humanistische Programm indes war noch erheblich umfassender. Die erste Intellektuellengruppe überhaupt, die Humanisten des späten Mittelalters und der Renaissance entwarfen eine Mythologie des Exils für akademische Zwecke. Es überrascht denn auch nicht, daß Petrarca lange vor Nietzsches Tagen eines der ersten Beispiele eines Nietzscheanischen Exils bietet:

«Glücklich die, die vormals in jenen besseren Zeiten gelebt haben! Ach, könnte ich doch...Nein[...]. Es gibt kein Zurück. [...]Mir ist es auferlegt, mein Leben inmitten eines vielgestaltig verstörenden Sturms der Welt zu führen. Aber auf dich [das Gedicht] warten vielleicht bessere Jahrhunderte, falls du mich lange überlebst[...]. Nicht alle Jahre wird dieser Schummer des Vergessens anhalten! Vielleicht zerstreut sich das Dunkel, und unsere Enkel können zum reinen Licht von einst zurückkehren.» ²⁶

Die letzten Verse des epischen Gedichts *Africa* konfrontieren uns von neuem mit dem Dunkel, mit den Schatten des Mittelal-

ters. Diese Schatten waren so dunkel, *tenebrae*, wie der Kontinent, den europäische Seefahrer gerade in diesen Jahren zu umrunden lernten und der Petrarca's Gedicht seinen Titel lieh. Postkoloniale Historiker haben auf die Beziehungen hingewiesen, die zwischen den Humanisten und der europäischen Kolonialisierung bestehen. Auch haben sie die beunruhigenden Ähnlichkeiten zwischen der humanistischen Haltung zur Vergangenheit und der räumlichen Artikulation der Macht betont, wie sie die europäische Geschichte seit dem Spätmittelalter charakterisiert.²⁷

Waren aber die Schatten des Gedichts wirklich Schatten des Kolonialismus? Meines Erachtens ist das Mittelalter nicht von Geburt an im Exil und wurde auch Petrarca nicht «im Exil geboren».²⁸

Wie Nietzsche sich Jahrhunderte später erinnern würde, hatte Petrarca das Exil als gelehrte Lebensform selbst gewählt. Von den Bergen herab, auf die er sich unter dem Vorwand eines neuen Wissens selbst verbannt hatte, war seine eigene Zeit nicht mehr klar zu erkennen. Das Wissen war dem Leben fremd geworden. Zarathustra sollte später in Nietzsches Namen verkünden, daß das Leben mit dem mythischen Exil des Gelehrten beginnt. Nietzsche war es, der die mythische Seite des Humanismus wiederentdeckte. Der große Renaissanceforscher Jacob Burckhardt hatte eher dazu beigetragen, sie zu verbergen. In einer vielzitierten Passage der *Kultur der Renaissance in Italien* hatte Burckhardt die berühmte Behauptung aufgestellt:

«Im Mittelalter lagen die beiden Seiten des Bewußtseins – nach der Welt hin und nach dem Innern des Menschen selbst – wie unter einem Schleier träumend oder halbwach. Der Schleier war gewoben aus Glauben, Kindesbefangenheit und Wahn; durch ihn hindurchgesehen erschienen Welt und Geschichte wundersam gefärbt, der Mensch aber erkannte sich nur als Rasse, Volk, Partei, Korporation, Familie oder sonst in irgendeiner Form des Allgemeinen. In Italien zuerst verweht dieser Schleier in die Lüfte; es erwacht eine objektive Betrachtung und Behandlung des Staates und der sämtlichen Dinge dieser Welt überhaupt; daneben aber erhebt sich mit voller Macht das Subjektive; der Mensch wird geistiges Individuum und erkennt sich als solches.»²⁹

27 John Dagenais: The Post-colonial Laura, in: *Modern Language Quarterly* 65 (2004), S. 365–389, und David Wallace: *Premodern Places: Calais to Surinam, Chaucer to Aphra Behn*, Malden, Mass./Oxford 2004, S. 208 ff.

28 Francesco Petrarca: *Posteritati*, in: ders., *Prose*, hg. v. Guido Martellotti, Pier Giorgio Ricci, Enrico Carrara und Enrico Bianchi, Mailand/Neapel 1955, S. 2–18, S. 2.

29 Jacob Burckhardt: *Die Kultur der Renaissance in Italien. Ein Versuch*, hg. v. Konrad Hoffmann, Stuttgart 1988, S. 99.

30 William E. McDonald:
Thomas Mann's «Joseph and
his Brothers»: Writing, Per-
formance, and the Politics
of Loyalty, Rochester 1999,
S.XII.

In vielerlei Hinsicht liest sich der *Zarathustra* wie eine Umkehrung dieses 25 Jahre zuvor veröffentlichten Texts. Das Kind steht hier für das überwundene Mittelalter. Wichtiger noch, aus Petrarca Dunkel ist ein Schleier geworden, den die modernen Menschen «in die Lüfte ... verweht» haben. Burckhardts Version des humanistischen Ursprungsmythos ist ohne jeden Bezug aufs Exil. Ihre Modernität aber wird durch die Erwähnung des Staates offensichtlich. Rückblickend wird der Humanismus als wesentlicher Beitrag zum Aufstieg des Nationalstaats legitimiert. Offensichtlich erschien das Exil vor dem Hintergrund des deutschen und womöglich europäischen Nationalismus und Kolonialismus des 19. Jahrhunderts als ein zu zwiespältiger Ursprungsmythos für Staatlichkeit. Wie die postkolonialen Studien immer wieder betonen, war es ein wesentlicher Bestandteil der kolonialen Praxis, die außereuropäischen Menschen physisch und vor allem kulturell ins Exil zu treiben. Diese Praxis jedoch auf das Mittelalter und die frühe Moderne zurückzuprojizieren, hieße, die Macht des vormodernen Staates zu überschätzen.

Die Humanisten des späten Mittelalters und der Renaissance beklagten die mangelnde Staatlichkeit mit demselben schweren Herzen, mit dem Nietzsche den Staat als Last empfand. Sowohl die Humanisten als auch Nietzsche wußten, daß die Sphäre der Politik über die Grenzen des Nationalstaats hinausreichte. Einer der Wesenszüge des Humanismus lag jedoch genau darin, daß er ganz auf den Nationalstaat ausgerichtet blieb. Und eben dies ist der Grund, warum Thomas Mann die humanistische Mythologie des Exils ablehnte.

Auszug aus Cambridge: Die Republik des Exils

Thomas Mann hatte bereits etliche Jahre an *Joseph und seine Brüder* gearbeitet, als er 1934 nach Amerika aufbrach. Vor diesem Hintergrund tritt die politische Dimension des Essays über seine Reise deutlich hervor.

In der jüngeren Forschung ist die Bedeutung von Thomas Manns Lektüre der Arbeiten Freuds für den Josephsroman hervorgehoben worden.³⁰ Während Freud sich in seinen späteren Jahren zunehmend für die Kulturentwicklung und die Ursprünge der Religion interessierte, war Mann vom jungen Freud und dem Thema

der persönlichen Identität fasziniert. In gewissem Maße teilte er jedoch auch die Anliegen des späten Freud. «[Die Psychoanalyse] ist diejenige Erscheinungsform des modernen Irrationalismus, die jedem reaktionären Mißbrauch unzweideutig widersteht», schrieb Mann 1929.³¹ Mit anderen Worten konnte und sollte das Nachdenken über die persönliche Identität auf keinen Fall vom Nachdenken über die politische Identität getrennt werden. Unterdessen war Mann zum Exilanten geworden und entdeckte gerade die Exodus-Politik, als er den Ozean überquerte.

Die Politik des Exodus ist genuin bürgerlich. Mit der bürgerlichen Tradition war Thomas Mann seit seiner Kindheit in Lübeck vertraut. In den *Buddenbrooks*, der teilweise autobiographischen Geschichte einer Familie aus der Lübecker Oligarchie, hatte er in gewissem Maße das Ende dieser Tradition in Deutschland vorweggenommen. Jahrhunderte lang hatte Lübeck an der Spitze der Hanse gestanden, eines Bunds von Städten, deren bürgerliche Geschichte den Vergleich mit anderen Teilen Europas einschließlich der italienischen Stadtstaaten nahelegt.

Die italienischen Stadtstaaten bildeten den Hintergrund, vor dem Petrarca und seine humanistischen Kollegen vom Nationalstaat träumten. Lange Zeit blieben Mediävisten und Renaissanceforscher trotz ihrer unterschiedlichen Perspektiven in Burckhardts modernem Ursprungsmythos gefangen. Mittlerweile hat man zwar der Bedeutung der Stadtstaaten im Italien und Europa des späten Mittelalters und der Renaissance von neuem Rechnung getragen. Kaum jedoch ist bisher die humanistische Mythologie ausbuchstabiert worden, und schon gar nicht mit Blick auf den politischen Kontext, in dem sie entwickelt wurde. Jene Historiker, die die Rolle des italienischen Stadtstaats eher positiv bewerten, ringen gleichwohl üblicherweise mit einem Phänomen, das man als «Souveränitätshierarchie» bezeichnen könnte.³² So wurde behauptet, daß die nord- und mittelitalienischen Städte im 14. und 15. Jahrhundert vor einer großen politischen Herausforderung standen, nachdem das Kaisertum ihnen gegenüber zunehmend an Autorität verloren hatte.

Der Aufstieg stadtstaatlicher Souveränität im Spätmittelalter gilt allgemein als Folge des Niedergangs der kaiserlichen Macht, und die Probleme, die der Prozeß der bürgerlichen Selbstbehauptung

31 Thomas Mann: Die Stellung Freuds in der modernen Geistesgeschichte, in: Ders.: Reden und Aufsätze 2 (Gesammelte Werke in 13 Bänden, Bd. X), Frankfurt/M. 1974, S. 256–280, S. 280.

32 Joseph P. Canning: Law, Sovereignty and Corporation Theory, 1300–1450, in: The Cambridge History of Medieval Political Thought, c. 350–c. 1450, hg. v. James H. Burns, Cambridge 1988, S. 454–476, S. 471.

- 33 Francesco Ercole: Da Bartolo all'Altusio. Saggi sulla storia del pensiero publicistico del Rinascimento Italiano, Florenz 1932.
- 34 Pierre Michaud-Quantin: Universitas. Expressions du mouvement communautaire dans le Moyen-Age latin, Paris 1970, S. 271 ff., und Anthony Black: Communal Democracy and its History, in: Political Studies 45 (1997), S. 5-20, S. 11.
- 35 Randolph Starn: Contrary Commonwealth: The Theme of Exile in Medieval and Renaissance Italy, Berkeley 1982, S. 31 ff.
- 36 Magnus Ryan: Bartolus of Sassoferrato and Free Cities, in: Transactions of the Royal Historical Society, 6th Series, 10 (2000), S. 65-89, S. 79 f.

tung mit sich brachte, als Preis dafür, die zusammengebrochene Ordnung zu ersetzen. Das römische Recht scheint starke Anhaltspunkte für diese Auffassung zu bieten, obwohl es zuallererst kaiserliches Recht war. Sieht man sich diese Anhaltspunkte jedoch näher an, dann zeigt sich, daß das römische Recht im 14. und 15. Jahrhundert vornehmlich mit den Beziehungen zwischen den Städten und der Definition des Raumes zwischen den Städten befaßt war.³³ Interessanterweise stand diese Frage nicht auf der kaiserlichen Tagesordnung. Sie war nicht einmal rechtlichen Ursprungs, sondern kam im regionalen politischen Kontext auf.

In einer Lage, die in hohem Maße der des antiken Griechenland glich, rangen die Städte des späten Mittelalters und der Renaissance mit der Frage der Mehrheitsentscheidung, einem Wahlverfahren, welches voraussetzt, daß eine Minderheit akzeptiert, unterlegen zu sein. Nun hatte aber das kanonische Recht des Mittelalters die Maxime *quod omnes tangit, ab omnibus approbari debet* («was alle betrifft, muß von allen gebilligt werden») populär gemacht.³⁴ Wörtlich interpretiert bedeutete das, daß alle Angehörigen einer Gemeinde das Recht hatten, den Akten der Körperschaft zuzustimmen. Wo das Mehrheitswahlrecht und *quod omnes* als konkurrierende Normen aufeinandertrafen, war Exil die Folge.

Das Exil war mithin in der Welt der italienischen Stadtstaaten ein gewaltiges und darüber hinaus weit verbreitetes Phänomen³⁵ mit allen möglichen destabilisierenden Folgen. Die ins Exil getriebenen Gruppen konnten nämlich beanspruchen, die wahren Repräsentanten ihrer Stadt zu sein und im Namen der gesamten politischen Körperschaft zu handeln.³⁶ Dies waren drängende praktische Probleme, die nach neuen politischen Antworten verlangten. Im Fall des Exils selbst war die Antwort juristischer Natur, und ihre Neuerung bestand zum Teil darin, einen rechtlichen Rahmen für die Beziehungen zwischen den Stadtstaaten zu erfinden. Die Politik des Exodus blieb jedoch nicht auf Überlegungen zu praktischen Fragen des Exils beschränkt. Gewiß war die Erfahrung des Exils im Italien des Spätmittelalters und der Renaissance prägend und weit verbreitet. Doch zeigt gerade die Originalität und Vorurteilsfreiheit, mit der man dieses Phänomen politisch behandelte, an, wie unaufgeregert in diesem Kontext Exodus-Politik getrieben wurde.

Die bürgerliche Dimension der italienischen Renaissance hat der deutsch-jüdische Gelehrte Hans Baron erforscht. Berühmt wurde in diesem Zusammenhang sein Begriff des «Bürgerhumanismus». Baron zufolge beruhte das bürgerliche Engagement auf einer moralischen Bevorzugung des aktiven Lebens sowie auf der Überzeugung, daß «die Tugend beständig auf die Probe gestellt und geübt werden muß». Dieses moralische Projekt war insofern humanistisch, als es sich mit «einem neuen Typus des historischen Denkens» verband, für den übernatürliche Rechtfertigungen hierarchischer Herrschaft nicht in Frage kamen.³⁷

Die Geschichtswissenschaft hat jedoch kaum registriert, wie grundlegend sich Barons Perspektive wandelte, nachdem er erst aus Nazideutschland und dann aus dem faschistischen Italien ins Exil getrieben worden war.³⁸ Während des Krieges und in der Nachkriegszeit konzentrierte er sich vor allem auf «Die Krise der italienischen Frührenaissance», wie schließlich der Titel seines 1955 auf englisch erschienenen großen Buches lauten sollte. In ihm stellte Baron den «Bürgerhumanismus» als eine Reaktion auf die Bedrohung der Freiheit von Florenz zu Beginn des 15. Jahrhunderts dar. Der Herzog von Mailand, Giangaleazzo Visconti, hatte auf die bürgerliche florentinische Kultur in genau derselben Weise als Katalysator gewirkt wie später Napoleon und Hitler auf die englische.³⁹ Baron sprach nicht mehr über den «Bürgerhumanismus», obwohl er den Begriff weiterhin verwendete. Sein Thema war nunmehr der Republikanismus. Sein Interesse galt jetzt den politischen Institutionen und nicht mehr der Geistesgeschichte. Tatsächlich sollte sich seine Interpretation wie eine Übertragung von Toynbees Modell auf die politische Geschichte ausnehmen. Arnold J. Toynbee begann 1934 mit der Arbeit an seinem Hauptwerk *Der Gang der Weltgeschichte*. Für Toynbee bildeten sich Kulturen in Reaktion auf Herausforderungen, und sie entwickelten sich auf unterschiedliche Weise je nachdem, wie sie auf die spezifischen Herausforderungen reagierten. Der Aufstieg der Kulturen war das Werk «schöpferischer Minderheiten», die im Lauf der Zeit von der Mehrheit nachgeahmt wurden.⁴⁰

Florenz war militärisch bereits besiegt, als Giangaleazzo Visconti an der Pest starb, kurz bevor seine Truppen im September

37 Hans Baron: A Defense of the View of the Quattrocento First Offered in *The Crisis of the Early Italian Renaissance*, in: Ders.: *In Search of Florentine Civic Humanism* 2, Princeton 1988, S. 194–211, S. 195 f.

38 Martial Staub: Bürgerlichkeit im Exil: Bernhard Groethuyssen und Hans Baron, in: *Nationalsozialismus in den Kulturwissenschaften*, 2: Leitbegriffe – Deutungsmuster – Paradigmenkämpfe. Erfahrungen und Transformationen im Exil, hg. v. Hartmut Lehmann, Otto Gerhard Oexle, Michael Matthiesen und dems., Göttingen 2004, S. 351–374, S. 368 ff.

39 Hans Baron: *The Crisis of the Early Italian Renaissance: Civic Humanism and Republican Liberty in an Age of Classicism and Tyranny*, Princeton 1966, S. 40.

40 Arnold J. Toynbee: *Der Gang der Weltgeschichte*, Bd. 1/1, München 1970, S. 295 ff.

41 Walzer: Exodus, S. 78.

42 Ebd., S. 156.

43 Quentin Skinner: Liberty Before Liberalism, Cambridge 1998, S. 105.

1402 in die Stadt eingedrungen wären – für die florentinischen Republikaner gewiß eine traumatische Erfahrung. Auch wenn es schwerfällt, Barons These zu akzeptieren, um den Aufstieg des florentinischen Republikanismus zu erklären, kann kein Zweifel daran bestehen, daß in einem bestimmten Zeitraum ein entscheidender Wertewandel stattgefunden hat, der sich als Resultat der besonderen Erfahrungen jenes Zeitraums beschreiben läßt.

Den wichtigsten Faktor in der Geschichte der Stadtstaaten in Spätmittelalter und Renaissance bildete jedoch die Teilhabe des Volks am politischen Leben. Michael Walzers wohlwollende Beschreibung des Volks als «halsstarrig»⁴¹ läßt sich auch auf den italienischen Kontext übertragen. Die Politik des Exodus lebt vom Realismus des Volks, und zwar nicht nur, weil «einige Angehörige des Volkes hartnäckige und skeptische Realisten sind und schwierige Fragen stellen». Das Volk sorgt auch für Realismus, «weil das Tempo des Marsches seinen Gefühlen angepaßt werden muß, weil man seinen Rebellionen entgegenzuwirken, Führer aus seiner Mitte zu wählen und das Gesetz vor seinen Ohren darzulegen hat».⁴²

Exodus-Politik ist genuin republikanisch. Die neuere Forschung hat sich besonders der historischen Vielfalt des republikanischen Denkens gewidmet und die These von der Kontinuität des klassischen Republikanismus seit der Renaissance besonders im Hinblick auf den atlantischen Raum erschüttert. Wie es scheint, kann das republikanische Denken nicht mehr als ein kontinuierlicher und einheitlicher Diskurs betrachtet werden. War aber die diskursive Praxis überhaupt ein entscheidender Faktor in der Geschichte des Republikanismus? Gewiß «sprechen Gesellschaften mit sich selbst», und die Ideengeschichte steht nicht nur in Beziehung zur, wie man einmal gesagt hat, «wirklichen» Geschichte, sondern sie ist ein wesentlicher Teil von ihr.⁴³ Die Politik ist jedoch offener, als Skinner und die Cambridger Schule der Ideengeschichte einzuräumen scheinen. Zumindest kann sie offener sein. Der Realismus der Menschen ist ein wichtiger Bestandteil des «wirklichen» Lebens. Exodus-Politik dreht sich um den Realismus der Menschen und die Offenheit der Politik. Und deshalb führt sie auch aus Cambridge heraus.

Dante und Kantorowicz in Princeton

Thomas Manns oben zitierter Traum bildete den Auftakt zu seiner Ankunft in New York, die er wie eine Vision beschreibt: «Vorn aus dem Morgennebel lösen sich langsam die Hochbauten von Manhattan, eine phantastische Koloniallandschaft, eine getürmte Gigantenstadt.»⁴⁴ Die Neue Welt war dies nicht.

Es gab gar keine Neue Welt. Thomas Mann begriff, daß der Atlantik Europa und Amerika eher verband als trennte. Wie er es vorhergesehen hatte, wurde ihm das Meer zum Schlüsselerlebnis. An Bord war alles vom Meer umfungen gewesen – so erging es ihm nun auch mit der Welt. Auf vergleichbare Weise sind Fantasie und Realität im *Don Quijote* ununterscheidbar. Der Schluß lautete, daß es nur eine Welt gibt und diese Welt wie ein Traum ist. Es gibt keinen Schatten, nur das Leben.

Nichts leuchtet so hell wie das Exil, nichts wirft ein stärkeres Licht, und der Exodus ist eine Welt, in der das Leben alle Schatten überragt. Diese größere Welt ist freilich kein fremdes Land, denn sie hat kein Außerhalb. Vom Exil aus gesehen ist die Welt nur eine, und alle Menschen, die gegenwärtigen wie die der Vergangenheit, die wirklichen wie die eingebildeten, leben in ihr. Aus diesem Grund handelt die Literatur von der Welt, und aus diesem Grund muß die Geschichte ins Exil vertrieben werden.

Die Historiker können die Vergangenheit nicht wieder auferstehen lassen, doch ist das Bemühen, sie zu «repräsentieren», nicht weniger illusorisch. Geschichtsschreibung ist in Wirklichkeit eine Erforschung der Realität, der einen Welt. «Herodotos von Halikarnassos gibt hier eine Darstellung seiner Forschungen», so lauteten die womöglich ersten Worte, die je ein Historiker niederschrieb.⁴⁵ Wie Herodot deutlich macht, beruht die Autorität eines Historikers auf seinem Namen. Der Historiker ist der Autor seines Textes, im Unterschied zum Barden, der der Interpret der Muse ist.⁴⁶ Die allumfassende Vision der Muse bleibt allerdings Herodots Ideal. Seine Absicht beschreibt er so: «[ich] will [...] fortfahren und berichten, was weiter geschehen ist, und will die Geschichte der großen und kleinen Städte erzählen». Erklärend fügt er hinzu: «Denn viele Städte, die einst mächtig waren, sind klein geworden».⁴⁷

Die umfassende, die All-Schau scheint ein politisch legitimes Ideal des Historikers zu sein. Das politische Leben findet nicht

44 Thomas Mann: Essays, Bd. 4, S. 139.

45 Herodot: Historien, übers. v. August Horneffer, Stuttgart 1971, I/1, S. 1.

46 François Hartog: The Invention of History: The Pre-History of a Concept from Homer to Herodotus, in: History and Theory 29 (2000), S. 384–395, S. 393 ff.

47 Herodot: Historien, I/5, S. 3.

48 Ebd.

49 Ernst H. Kantorowicz:
Die zwei Körper des Königs:
Eine Studie zur politischen
Theologie des Mittelalters,
München ²1994.

50 Ernst Kantorowicz:
Kaiser Friedrich der Zweite,
Düsseldorf/München ⁴1936,
S. 612.

nur in den großen Städten statt. Viele kleine Städte waren einst groß, und einige der großen Städte der Gegenwart werden in Zukunft vielleicht an Einfluß einbüßen. Das Maß an Einfluß wandelt sich, aber was Städte eigentlich sind, bleibt davon unberührt. Diese Schlußfolgerung ist von ausschlaggebender Bedeutung für die historische Forschung. Denn die Verschiedenheit der Städte wäre kaum von wissenschaftlichem Interesse, wenn sich mächtige und weniger mächtige Städte partout nicht miteinander vergleichen ließen.

Die Frage, die wir am Ausgang von Herodots Untersuchung sehen, lautet: Wie kommt es, daß manche Städte groß sind und andere klein, obwohl in all diesen Städten ein politisches Leben stattfindet? Die Antwort auf diese Frage brachte Herodot zu einem neuen Verständnis von Politik.⁴⁸ Nicht nur die kulturellen, religiösen, wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen zählen, sondern auch die alternativen Optionen, die Menschen zu erarbeiten imstande sind, die Entscheidungen, die sie treffen, und die Art und Weise, wie Entscheidungen Nachdruck verliehen wird. In diesem Sinne bedeutet Historisieren im eigentlichen Sinne Politisieren.

Die Geschichte ins Exil zu vertreiben heißt nicht, daß sich die Historiker – nach dem Vorbild der Humanisten – selbst aus der Geschichte verbannen sollten. Im Gegenteil, gemeint ist ein anti-humanistischer Impuls, ein Projekt ohne jegliche Mythologie. Das gelungenste Beispiel einer anti-mythologischen Geschichtsschreibung, das mir auf Anhieb einfällt, ist Ernst Kantorowicz' großes Buch über *Die zwei Körper des Königs*.⁴⁹ Es ist ein politisches Buch. Es sinniert über Politik im Moment ihres Entstehens, über die Politik des Exodus, nicht anders als die erwähnten Experten des römischen Rechts aus dem 14. Jahrhundert, die Kantorowicz so tief bewunderte, nicht anders auch als Dante, den er noch tiefer bewunderte. Dante war Kantorowicz' ständiger Begleiter seit den Tagen seiner Biographie über Kaiser Friedrich den Zweiten. Das Bild, das Kantorowicz in seinem ersten größeren Buch von dem Stauferkaiser aus dem 13. Jahrhundert zeichnete, zielte ausdrücklich darauf ab, vor dem Hintergrund der Weimarer Republik den Mythos eines nationalen Führers zu entwerfen. Die Autorität Dantes stand hinter dieser Vision.⁵⁰

Die zwei Körper des Königs erschien 1957, genau dreißig Jahre nach *Kaiser Friedrich der Zweite*. Der jüdische Gelehrte Ernst Kantorowicz hatte Deutschland schließlich verlassen und fast zwanzig Jahre lang in den Vereinigten Staaten gelebt.⁵¹ Die antidemokratischen und nationalistischen Werte, die ihn geprägt hatten, wurden durch die Erfahrung seines Exils radikal auf den Prüfstand gestellt. Kantorowicz war ein Humanist im extremen, Nietzsche'schen Sinne gewesen. In seinem zweiten Exil in Princeton jedoch näherte er sich in vielerlei Hinsicht Thomas Mann an. Princeton war auch die zweite Station von Thomas Manns Exil. 1938 nahm dieser eine Stelle als Gastprofessor an der Universität Princeton an und verließ die Schweiz in Richtung New Jersey, bevor er 1940 nach Kalifornien umzog. 1949 kehrte Mann schließlich in die Schweiz zurück, tief beunruhigt über die Bestrebungen, die Aktivitäten von Intellektuellen und linken Gruppen zu überwachen und zu unterdrücken. Der McCarthyismus, wie diese Entwicklung bald genannt wurde, war auch der Grund, weshalb Kantorowicz Kalifornien verließ und 1950 nach Princeton ging.

In Princeton begab sich Kantorowicz politisch in Thomas Manns Fußstapfen. Mit Cervantes' Hilfe hatte Mann gelernt, Ursprungsmythen abzulehnen. Kantorowicz' Lehrer hingegen sollte einmal mehr Dante heißen. Wie die zeitgenössischen Experten des römischen Rechts des 14. Jahrhunderts sehnte sich auch Dante nach einer Präsenz des Kaisers in Italien. Wie ihnen war jedoch auch Dante bewußt, daß die kaiserliche Macht keinen bedeutenden politischen Faktor mehr bildete. Sein paradoxestes Buch in diesem Zusammenhang ist seine Abhandlung *Über die Monarchie* aus dem Jahre 1313, der das letzte Kapitel von *Die zwei Körper des Königs* gewidmet ist.⁵² Dantes *Monarchie* entwickelt offensichtlich die Vision eines universellen Monarchen. Dante wollte anscheinend «beweisen, daß sein Universalmonarch der päpstlichen Jurisdiktion nicht unterlag». Dies bedeutete, daß er «einen ganzen Sektor der Welt aufbauen [mußte], der nicht nur vom Papst, sondern auch von der Kirche und virtuell sogar von der christlichen Religion unabhängig war». Dies schlägt Kantorowicz als eine denkbare Interpretation des Motivs vom «irdischen Paradies» in Dantes *Monarchie* vor.⁵³

51 Kay Schiller: *Gelehrte Gegenwelten. Über humanistische Leitbilder im 20. Jh.*, Frankfurt/M. 2000, S. 18 ff.

52 Kantorowicz: *Die zwei Körper des Königs*, S. 444 ff.

53 Ebd., S. 450.

54 Ebd., S. 457 ff.

55 Ebd., S. 465 f.

56 Gekürzte Fassung der Antrittsvorlesung, die der Verfasser am 10. Mai 2006 an der Universität Sheffield (GB) unter dem Titel «Exiling History» gehalten hat.

Ein derartiges Verständnis kam dem Bild nahe, das Kantorowicz selbst in seiner Biographie Friedrichs des Zweiten von Dante gezeichnet hatte. Der exilierte Kantorowicz jedoch glaubte nicht mehr an dieses Bild und entwarf in *Die zwei Körper des Königs* einen anderen Dante. Die *Monarchie* war das Werk eines Republikaners. Wie Kantorowicz minutiös herausarbeitete, handelte es sich bei ihr nicht um die Vision einer Welt, die mit dem Ziel entworfen wurde, um des ewigen Friedens willen vom Kaiser regiert zu werden.⁵⁴ Für Dante war der Frieden sowohl die Frucht als auch die Voraussetzung politischer Verhandlungen unter Bürgern.⁵⁵ Im Angesicht der zentralen politischen Auseinandersetzung seiner Zeit, die ihn ein Jahrzehnt zuvor ins Exil getrieben hatte, argumentierte Dante für die individuelle Freiheit und die politische Verantwortlichkeit des einzelnen. Am anderen Ende des Spektrums suchte der jüngere Petrarca, dessen Eltern 1302 gemeinsam mit Dante aus Florenz verbannt worden waren, seine Zuflucht in der Mythologie.

Wie Hans Barons «Die Krise der italienischen Frührenaissance» konzentrierte sich *Die zwei Körper des Königs* vor dem Hintergrund der von Kantorowicz so genannten «politischen Theologie des Mittelalters» auf die Renaissance. Beide Bücher hätten jedoch verschiedener kaum sein können. Dante hatte Kantorowicz gelehrt, auf der Seite der Exodus-Politik zu stehen und Ursprungsmythen zu mißtrauen. Kantorowicz' Republikanismus ging aber noch weiter. Moderne Mythen waren grundsätzlich nationale Mythen. Der Nationalismus, dem Kantorowicz als junger Gelehrter angehangen hatte, war keine deutsche Ausnahme, wenn auch der deutsche Nationalismus am Ende mehr Leid verursachte als irgendein anderer Nationalismus jemals zuvor. Ursprungsmythen waren die Antwort der Nationalstaaten auf die Herausforderung des Exodus, wie Kantorowicz nun wußte. Der Zweck solcher Mythen war es, die Tradition zu verwurzeln. Auf diese Weise ließen sich Selbstbefragungen wie die, die sich Thomas Mann auf seiner Meerfahrt mit *Don Quijote* aufdrängten, vermeiden.⁵⁶

Von Hollywood an den Galgen

Die Verfolgung und Ermordung des Otto Katz

Nach der Niederwerfung des Faschismus und dem Ende des Zweiten Weltkriegs kehrten manche emigrierte Intellektuelle in Länder zurück, die sie jahrzehntelang nicht gesehen, ja in denen sie selbst vor der Machtergreifung Hitlers nicht gelebt hatten. Dort sahen sie sich mit der neuen Realität einer Welt konfrontiert, die in die verfeindeten Blöcke des Kalten Krieges gespalten war. Eine Besonderheit des Lebens im Exil freilich blieb unverändert: Wer seine Heimat aus politischen Gründen verlassen hatte, war auch als Remigrant bevorzugte Zielscheibe geheimdienstlicher Überprüfung durch Partei- und Staatsapparate und wurde mit modernster Überwachungstechnik ausspioniert. Dieser Aspekt des Exils hat eine Spur in Form von Materialien hinterlassen, die sich in Polizeiarchiven auf der ganzen Welt stapeln. Wie sollen wir heute mit diesen Geheimarchiven des Kalten Krieges umgehen? Die Akten in diesen Archiven dürften von der Rhetorik und den Strategien ihrer anonymen Verfasser und intendierten Leser kaum unberührt geblieben sein. Können wir aus den «Geständnissen» dieser Archive verlässliche Geschichten und Biographien rekonstruieren? Sind die Archive nicht ebenso fragwürdig wie die Geständnisse, die ihren Opfern abgepreßt oder von ganzen Armeen von Informanten, Verhörspezialisten sowie sonstigen namentlich bekannten und anonymen Quellen zusammengetragen wurden?¹

Als nicht intendierter und mitunter gewollt naiver Leser kann der Historiker nur allzu leicht in die widerstreitenden Erzählungen von Schuld und Unschuld, Integrität und Verrat, Opferschaft und Kollaboration verstrickt werden, die hervorzubringen Daseinszweck von Archiven ist. So kommt es, daß die Historiographie nach dem Kalten Krieg häufig auf höherer Ebene genau die Anschuldigungen und Gegenanschuldigungen fortschreibt, die einst die Zeitgenossen einander zuflüsterten oder an den Kopf warfen.

Ein gutes Beispiel hierfür bietet die Geschichte des tschechisch-deutschen Kommunisten André Simone, der mit richtigem Namen Otto Katz hieß. Ein Lebensweg, der durch zwei Kontinente und in ein halbes Dutzend Länder führte, machte Katz in den Augen der Geheimdienste, die sein Leben lang Akten über ihn sammelten, zu einer reizvollen Figur. Heute, wo die entsprechenden Dossiers

1 Karel Bartosek: *Les Aveux des Archives. Prague - Paris - Prague, 1948-1968*, Paris 1996.

- 2 Prozesse gegen die Leitung des staatsfeindlichen Verschwörerzentrums mit Rudolf Slánský an der Spitze, Prag, Justizministerium der ČSSR 1953.
- 3 Zitiert nach Meir Cotic: *The Prague Trial: The First Anti-Zionist Show Trial in the Communist Bloc*, New York 1987, S. 102.
- 4 Zitiert nach Bartosek: *Les Aveux*, S. 81.
- 5 Cotic: *The Prague Trial*, S. 226.
- 6 Theodore Draper: *The Man Who Wanted to Hang*, in: *The Reporter*, 6. Januar 1953, S. 26–30.

der tschechischen Geheimpolizei, der Komintern, der Stasi, des FBI und des OSS (Office of Strategic Services) – zumindest zum Teil – ans Licht gekommen sind, wissen wir eine ganze Menge über Katz – so scheint es jedenfalls. An den Umständen seines Todes besteht kein Zweifel. Am 3. Dezember 1952 wurde Otto Katz im Prager Pankrác-Gefängnis zusammen mit zehn weiteren (darunter acht jüdischen) Opfern des berüchtigten Slánský-Prozesses vom 22. bis 24. November 1952 gehängt.² Der Prozeß war eine Inszenierung, die den Sowjets dazu diente, die zweite Phase des Terrors unter den kommunistischen Parteien Osteuropas einzuläuten. Im Unterschied zur ersten Welle von Schauprozessen in Osteuropa, die mit dem Rajk-Prozeß im September 1949 in Ungarn begann, wurden die Angeklagten in Prag nicht nur als «Titoisten» und «Trotzkisten», sondern auch als sogenannte «kosmopolitische» und «zionistische» Elemente vorgeführt. Der Prozeß sollte signalisieren, daß die Sowjetunion die arabische Welt unterstützte; André Simone wurde als Angeklagter ausgewählt, um zu zeigen, «wie die kriminellen Machenschaften zionistischer Organisationen» und «amerikanischer Agenten», die mittels ihres «Vasallenregimes» Israel operierten, «Spionage und Desinformation in den Volksrepubliken» organisierten. Pavel Reiman, einem Zeugen des Prozesses zufolge, hatten «all diese Verräter eines gemeinsam, nämlich ihren bürgerlich-jüdischen Hintergrund».³

Sein rastloses Leben führte Katz von Wien über Berlin, Moskau, Paris, Madrid, Hollywood und Mexiko 1946 letztlich wieder nach Prag, wo er außenpolitischer Redakteur der Parteizeitung *Rudé Právo* wurde. Von den zahlreichen Anklagepunkten, die 1952 gegen ihn erhoben wurden, ist einer nicht ohne eine gewisse düstere Ironie. Seine Ankläger kamen zu dem Schluß, daß Katz «Franzose, Deutscher, Tscheche, mit anderen Worten, Jude war und den Eindruck eines typischen Kosmopoliten macht, der in keinem Land und keiner Nation verwurzelt ist».⁴ In den antisemitischen Verunglimpfungen steckte mehr als ein Körnchen Wahrheit; nicht umsonst bezeichnete ein Historiker der Prager Prozesse Katz als «den ewigen Juden» der tschechoslowakischen kommunistischen Führung.⁵ Und einer seiner amerikanischen Bekannten, der Historiker Theodore Draper, schrieb: Otto Katz «war nicht einfach nur ein typischer, er war ein archetypischer Kommunist».⁶

Katz' Charme, sein Witz, seine Eitelkeit und seine Vorliebe für perfekt sitzende Anzüge trugen zu seinem Ruf als «Playboy» und «Dandy» bei. Das FBI charakterisierte ihn als «gewandt und in den besseren Kreisen, vor allem in Gebildeten- und Intellektuellenzirkeln verkehrend». Draper zufolge bestand «sein Kapital aus einer unermüdlischen Zunge, der Bereitschaft, alles einmal auszuprobieren, und einem unerschöpflichen Vorrat an kontinentalem Charme». Der Schriftsteller Ludwig Marcuse, der ihn 1938 in Frankreich kennenlernte, schrieb: «Dieser weltmännische Funktionär mit den Pseudonymen Breda, André Simone usw. hatte die Funktion, mit linken Nicht-Kommunisten in ihrer Sprache «verständnisvoll» zu sprechen. [...] Es kursieren die wildesten Gerüchte. Ich bin überzeugt, daß Metternich nichts auch nur Ähnliches nachgesagt worden ist, obwohl doch auch er schon der «Fürst von Mitternacht» genannt wurde.»⁷

Zu diesen Gerüchten gehört auch die Geschichte, die der linke britische Journalist Claude Cockburn über Katz' Affäre mit Marlene Dietrich erzählte, als diese in den frühen 1920er Jahren noch als einfache Revuetänzerin bei Guido Thiels Mädchen-Kabarett arbeitete.⁸ Im Laufe der Jahre wurde die Geschichte immer weiter ausgeschmückt, bis Katz angeblich nicht mehr nur Marlene Dietrichs Liebhaber, sondern auch ihr erster Mann und Vater ihres einzigen Kindes war. Die Dietrich, erging sich in jüngerer Zeit eine Biographin, wurde von Greta Garbo erpreßt, Stillschweigen über die Affäre zu wahren, die sie in Berlin miteinander gehabt hatten, andernfalls Garbo Katz als Dietrichs ersten Ehemann namhaft machen und damit ihre Karriere gefährden würde.⁹ Die Hollywood-Drehbuchautorin Salka Viertel, bei deren legendären Zusammenkünften in Santa Monica Katz oft zu Gast war, erinnerte sich ihrer Überraschung, als dieser in Hollywood unter dem Namen «Mr. Breda [auftauchte], der sich als niemand anderer entpuppte als jener Otto Katz, den wir in Berlin als Kommunisten gekannt hatten».¹⁰ Nachdem er sich eng mit einigen Berühmtheiten der Filmwelt angefreundet hatte, wurde Katz selbst zu einer prominenten Figur. Bevor er auf den Plan trat, hatten die amerikanischen Kommunisten nie daran gedacht, daß die Filmhauptstadt eine Goldgrube für die Partei sein könnte: «Kolumbus hat Amerika entdeckt», pflegte er zu sagen, «und ich Hollywood».¹¹

- 7 Ludwig Marcuse: *Mein zwanzigstes Jahrhundert: Auf dem Weg zu einer Autobiographie*, München 1963, S. 245.
- 8 Claude Cockburn: *Crossing the line: being the second volume of an autobiography*, London 1958, S. 24. Siehe auch Marcus G. Patka: *Zu nahe der Sonne: Deutsche Schriftsteller im Exil in Mexiko*, Berlin 1999, S. 74.
- 9 Diana McLellan zufolge eröffnete Marlene «Otto [Katz] ohne Umschweife, daß er der Vater ihres am 12. Dezember 1924 geborenen Kindes war. (Er selbst erwähnt in seinen Schriften eine Tochter; seine spätere Frau blieb kinderlos.) Doch das Baby brauchte einen Namen. Und der Name eines jüdischen Kommunisten wäre 1924 in Berlin... eine schlechte Wahl gewesen.» Vgl. Diana McLellan: *The Girls: Sappho Goes to Hollywood*, New York 2000, S. 103, 107f. Dokumente, die im Martin-Gropius-Bau in Berlin aufbewahrt werden, belegen, daß Marlene Dietrich am 17. Mai 1923 Rudi Sieber heiratete. Katz' Tochter stammt aus seiner ersten Ehe. Zwar rühmt sich McLellan einer Entdeckung, doch wurde die Geschichte zuerst von Claude Cockburn erzählt.
- 10 Salka Viertel: *The Kindness of Strangers: A Theatrical Life*, New York 1969, S. 101, 211.
- 11 Hy Kraft: *On My Way to the Theater*, New York 1971, S. 145.

- 12 FBI-Bericht von Hood, betr.: Decknamen von Otto Katz, New York, 16. März 1942. U.S. Department of Justice, FBI, FOIA, 65-9266-13.
- 13 Stephen Koch: *Double Lives: Spies and Writers in the Secret Soviet War of Ideas against the West*, New York 1994, S. 89.
- 14 Ebd., S. 83.
- 15 Zu seiner angeblichen Rolle bei der Ermordung Trotzki vgl. FBI: Akte Katz, 65-9266-20, 20. Januar 1943, S. 1. Die entsprechende Behauptung in Sachen Münzenberg diskutiert und verwirft Koch in *Double Lives*, S. 94f. Koch trägt jedoch selbst zu der Verwirrung bei, wenn er feststellt, Katz könnte «ein Agent der Nazis» gewesen sein. Die Beschuldigungen bezüglich des Mordes an Jan Masaryk finden sich bei E. H. Cookridge [Edward Spiro]: *Zentrale Moskau. Die Macht des sowjetischen Geheimdienstes*, Hannover 1956, S. 356-360. Harald Wessel hält es in seiner einfühlsamen Biographie Münzenbergs für wahrscheinlich, daß Katz an einem 17seitigen Dossier der französischen Polizei über Münzenberg mitwirkte, das in den Händen der Gestapo landete. Er schreibt: «Das Papier ist eine Denunziation übelster Art, von absolut skrupellosen Meistern dieses Metiers zu Papier gebracht, die über Insider-Kenntnisse verfügt haben müssen. Es besteht der Verdacht, dass [Genevieve] Tabouis gestützt auf Simone zu solcher zweifelhaften Meisterschaft fähig gewesen wäre.» →

Mit seiner unheimlichen Gabe, sich an die mannigfaltigen Decknamen, Länder, Umstände, Gemeinschaften und politischen Herausforderungen anzupassen, mit denen er bei jeder neuen Wendung konfrontiert war, verstärkte Katz zweifellos die Aura des Geheimnisvollen, die ihn umgab. Ein FBI-Agent, der seinen Werdegang verfolgte, hielt fest: Er «wechselt seinen Namen ungefähr so wie ein Kamäleon [sic] seine Farben».¹² In den 1950er Jahren erschien ein Buch mit dem Titel *The Net that Covers the World* (dt.: *Zentrale Moskau. Die Macht des sowjetischen Geheimdienstes*) von E. H. Cookridge, einem Pseudonym Edward Spiros, der Katz als ranghohen NKWD-Agenten beschrieb – ein Gerücht, das noch lange nach seinem Tod an ihm hängenblieb. Obwohl er Zweifel an Spiros Darstellung hat, übernimmt Stephen Koch in seinem Buch *Double Lives* von 1994 das Urteil des FBI, Katz sei «ein gefährlicher Sowjetagent» und (verblüffenderweise) «wahrscheinlich auch ein Agent der Nazis»,¹³ ein «hochausgebildeter Geheimagent, der genau wußte, was er tat» und «dabei mithalf, den Terror des NKWD in die iberische Halbinsel hineinzutragen».¹⁴ Gelegentlich schrieb man ihm «die Ermordung Trotzki[sic] und anderer Feinde Stalins und der Dritten Internationale» zu; des weiteren, er habe die «internationale Brigade für die spanische Revolution gegründet» und seine Hand bei der Ermordung seines früheren Chefs Willi Münzenberg im Spiel gehabt; auch sei er am Tod Jan Masaryks in Prag 1948 beteiligt gewesen.¹⁵ 2001 erschien dann ein Artikel im amerikanischen *Weekly Standard*, in dem spekuliert wurde, Katz habe eine Rolle bei der angeblichen Ermordung Walter Benjamins gespielt – wobei der einzige Anhaltspunkt darin bestand, daß beide in Paris die gleiche Adresse hatten.¹⁶

Wie sollen wir Tatsachen von Gerüchten, Denunziation von Dokumentation unterscheiden? Katz' Weg von Mitteleuropa nach Moskau, Berlin, Paris, Madrid, Hollywood, Mexiko-Stadt und zurück nach Prag hinterließ umfangreiche Spuren in den Dossiers weltweit operierender Geheimdienste, die lebhaft an seinem Kommen und Gehen interessiert waren. Das (in den 1990er Jahren öffentlich gemachte) Dossier, das in Prag über ihn geführt wurde, und seine Akte in den Berliner Stasi-Archiven bieten sattem Material über seine letzten Lebensjahre; seine FBI-Akte, die unter dem «Freedom of Information Act» in zensierter Form eingesehen

werden kann, enthält eine Fülle von Angaben, von denen viele nicht bestätigt und nicht mit Quellenangaben versehen sind. Darüber hinaus existieren im «Staatlichen Rußländischen Archiv für Sozial- und Politikgeschichte» (RGASPI) in Moskau Komintern-Akten über Katz. Auch in den berühmten Venona-Transkriptionen – entschlüsselten Abhörprotokollen sowjetischer Geheimnachrichten – ist von ihm die Rede.

André Simonès kurzer Prozeß in Prag fand am Nachmittag des 22. November 1952 statt. Die Anklage beschrieb ihn als verschlagenen Globetrotter und Spion ohne Rückgrat, der als Sohn eines wohlhabenden Fabrikanten die Arbeiterklasse hartnäckig haßte und das Ziel verfolgte, «die Volksrepublik in der Tschechoslowakei zu stürzen, den Kapitalismus wieder einzuführen und die Tschechoslowakei in eine Kolonie westlicher Imperialisten zu verwandeln». Darüber hinaus gestand Katz, von dem britischen Geheimagenten Paul Willert und seinem Chef, dem britischen Romancier und Dramatiker Noël Coward, der «aus seiner Tätigkeit für den britischen Geheimdienst nie einen Hehl machte», zur Kollaboration mit den Briten angeworben worden zu sein. Er «stimmte dem Ankläger zu, daß er 1946 als «Dreifachagent britischer, US-amerikanischer und französischer Geheimdienste» in die Tschechoslowakei zurückgekehrt war». Am Ende des Prozesses verkündete er: «Ich bin Schriftsteller, und als solcher sollte ich ein Architekt der Seele sein. Aber was für ein Architekt bin ich nur gewesen – ich, der ich die Seelen von Menschen vergiftet habe? Ein solcher Architekt der Seele gehört an den Galgen.»¹⁷

Im tschechischen und im Berliner Stasi-Archiv befinden sich Teile von Protokollen der Verhöre, die im Gefängnis mit Katz durchgeführt wurden. Mit zweifellos gehöriger Untertreibung bemerkt er einmal: «Meine Vergangenheit spielte bei den Befragungen eine große Rolle.» Wie alle Kommunisten verfaßte Katz an verschiedenen Punkten seiner Karriere Selbstbiographien. In Archiven bis zu dem Tag gehortet, an dem ihre Enthüllungen sich als nützlich erweisen konnten, bildeten diese Lebensläufe das Rohmaterial für die Geständnisse. Beispielsweise gründete sich die Anschuldigung, Katz sei ein «Trotzkyist», auf seiner Verbindung mit dem berühmten Theaterregisseur und -leiter Erwin Piscator. Katz hatte in der Tat 1927/1928 als Verwaltungschef der

→ Harald Wessel: Münzenbergs Ende. Ein deutscher Kommunist im Widerstand gegen Hitler und Stalin: Die Jahre 1933 bis 1940, Berlin 1991, S. 359. Zur Quelle des Gerüchts über Katz' Beteiligung an Münzenbergs Tod vgl. auch FBI: Akte Katz, 65-9266-89, 30. Dezember 1933, S. 3. Befragung Hermann Rauschnig.

16 Stephen Schwartz: The Mysterious Death of Walter Benjamin, in: The Weekly Standard, 11. Juni 2001.

17 Prozesse gegen die Leitung des staatsfeindlichen Verschwörerzentrums mit Rudolf Slánský an der Spitze, Prag, Justizministerium der ČSSR 1953, S. 103-109.

18 John Willett: *The Theater of Erwin Piscator*, New York 1979, S. 82. Vgl. auch Hans-Albert Walter: Ein Opfer seiner selbst. Otto Katz: Lebensspuren eines außergewöhnlichen Durchschnittsfunktionärs, in: *Das Plateau* 36, August 1996, S. 7.

19 Brief an Alexi Iwanowitsch Stetzki (Abteilung Bildung und Kultur beim ZK der WKP [B]), 7. Juli 1932, Erwin Piscator: *Die Briefe*. Berliner Ausgabe, hg. von Hermann Haarmann, Bd. 1: Berlin-Moskau (1909-1936), hg. von Peter Diezel, Berlin 2005, S. 238.

20 Staatliches Rußländisches Archiv für Sozial- und Politikgeschichte (RGASPI): Otto Katz, Personenakte (f. 495, op. 272, d. 117). Betreffend Otto Katz. 7.10.1948. Russisch. (3 S.)

21 Ebd.

22 Ebd.

ersten Piscator-Bühne gewirkt und war für den Bankrott der dritten Piscator-Bühne und die Steuerschulden verantwortlich, die Piscator im April 1931 für einige Tage ins Gefängnis brachten.¹⁸

1931 flohen beide nach Moskau, wo Piscator – womöglich hinter Katz' Rücken – Briefe an die Sowjets schrieb, um sie vor dessen Finanzgebaren zu warnen.¹⁹ Ein «streng geheimes» biographisches Dossier vom 7. Oktober 1948 mit dem Vermerk «Informationsquelle: persönliche Aufzeichnungen» enthält potentiell abträgliche Auskünfte über Katz, die sich nur zum Teil in seiner Prager Akte finden.²⁰ Von 1928 bis 1935 war Katz «bei [der Filmgesellschaft, A. R.] *Meshrabpom* angestellt, die von Willi Münzenberg, einem seiner engsten Freunde und Mitarbeiter, geleitet wurde (Münzenberg – ehemaliges Mitglied des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei Deutschlands, *Trotzkist*, 1939 aus der Kommunistischen Partei ausgeschlossen, danach Agent der französischen Geheimpolizei, getötet 1940)». Im Laufe seiner Tätigkeit für die Filmgesellschaft Prometheus, die Zeitschrift *Das Tage-Buch*, die Piscator-Bühne und die Meshrabpom wurde Katz mehrfach der Veruntreuung und Unkorrektheit bezichtigt. 1932 etwa brachte «Towaritsch» Wilhelm Pieck entsprechende Anschuldigungen vor, 1933 dann – Piscator. Auf Drängen Piecks wurde Katz 1933 von der Meshrabpom entlassen. Nach der Entscheidung des ZK der KPD im Jahr 1937, Münzenberg aus der Partei auszuschließen, wurde auch Katz denunziert, doch fand die Komintern Katz' «Verhalten tadellos, und er führte alle Anweisungen der Partei pünktlich aus».²¹ Die RGASPI-Akte enthüllt auch, daß Katz sich als Leiter der Presseagentur der spanischen Republikanischen Regierung von 1936 bis 1938 die Mißbilligung seiner deutschen kommunistischen Vorgesetzten in Moskau einhandelte und von seinem Posten entfernt wurde: «während seiner Arbeit für die Agentur «Espagne» entpuppte sich Katz als ein der kommunistischen Partei feindlich gesonnenes Element und war für Veruntreuungen verantwortlich, die in dieser Agentur stattfanden.»²² Keine Rede ist in der Komintern-Akte jedoch von der Gefahr, der Katz während der umfangreichen Säuberungsaktionen gegen Deutsche und andere Ausländer im Sommer 1937 durch seine enge Verbindung mit Münzenberg ausgesetzt war. Die Direktiven des NKWD gegen deutsche «Trotzkisten» zielten wegen deren angeblich «so-

wjetfeindlicher» Aktivitäten besonders auf den Schriftstellerverband und Münzenbergs Volksfront-Initiative. In den Verhörprotokollen eines der Opfer, Leo Flieg, wird Katz zusammen mit 37 weiteren Angehörigen einer «faschistisch-rechts-trotzkistischen Spionageorganisation» genannt.²³

Manche der Anschuldigungen, zu denen Katz' Werdegang Anlaß bot, kann man nur als absurd bezeichnen. So hatte Parteichef Rudolf Slánský Katz noch im selben Jahr gebeten, ein Buch über den Sieg des Kommunismus in der Tschechoslowakei vom Februar 1948 zu schreiben, das sich an John Reeds Schilderung der bolschewistischen Revolution von 1919 orientieren sollte. Von seinem Führungsoffizier aufgefordert, Reeds Buch zu charakterisieren, erwähnte Katz, daß es «positive Äußerungen über Trotzki enthielt». Aus dieser Bemerkung schloß der Beamte, der Katz vernahm, daß Slánský ein trotzkistisches Buch von Katz wollte. Und so mußte *Zehn Tage, die die Welt erschütterten*, einer der unerreichten Klassiker der prosowjetischen, proleninistischen Literatur – geschrieben von einem amerikanischen Journalisten, der seit 23 Jahren tot war und seine letzte Ruhestätte auf dem Roten Platz gefunden hatte – dafür herhalten, eine Verbindung zwischen Trotzki, Katz und Slánský herzustellen.

Die sowjetischen Schauprozesse in den 1930er und dann in den 1950er Jahren folgten einer vertrauten Dramaturgie: Lebensläufe wurden so zurechtgebogen, ausgeschmückt und umgearbeitet, daß harmlose Kontakte, persönliche Beziehungen und berufliche Aktivitäten in ein Netz von Verdächtigungen eingespinnen und schließlich als Spionage, Verschwörung, Verrat und Mord kriminalisiert werden konnten. Wie das von dem Historiker Karel Kaplan 1990 publizierte tschechische Dossier verrät, blieb Katz' Geständnis im Gerichtssaal nicht sein letztes Wort. Am 3. Dezember 1952, dem Tag seines Todes, schrieb er einen Brief an den tschechoslowakischen Präsidenten Klement Gottwald, in dem er sein Geständnis widerrief und seine Unschuld beteuerte: «Ich habe niemals Hochverrat begangen, war nie ein Spion und nie ein Agent in westlichen oder anderen Diensten.» Wie Katz ausführt, hoffte er zunächst, seine Unschuld vor Gericht beweisen zu können, wurde aber in den ersten drei Tagen seiner Haft von seinem Führungsoffizier und dem Gefängnisleiter

²³ NKWD-Akte Nr.18070, zit. nach Reinhard Müller: Herbert Wehner – Moskau 1937, Hamburg 2004, S. 213, Fn. 9.

24 Karel Kaplan: Report on the Murder of the General Secretary. André Simone (Appendix A), Columbus 1990, S. 272.

25 Ebd., S. 279.

diesbezüglich jeglicher Illusionen beraubt. Man sagte ihm, daß er bereits aus der Partei ausgeschlossen war, daß seine Festnahme bedeutete, die Partei hätte ihr Urteil über ihn schon gefällt, daß er nicht das Recht hatte, irgendwelche Beweise vorzubringen, und daß er, sofern er kein Geständnis ablegte, von beiden Beamten Tag und Nacht ununterbrochen verhört würde. Sollte er dabei zusammenbrechen, würde man ihn mit Eimern voller Eiswasser wieder zu sich bringen, prügeln und in eine Strafzelle werfen. «Das jagte mir Angst ein; aber besonders eine Drohung hatte eine gewaltige Wirkung auf mich, nämlich daß man meine Frau festnehmen würde, wenn ich nicht gestand.»²⁴

Solche Zwangsmaßnahmen schmälerten nicht im mindesten die Überzeugung des Verhörbeamten, seines Vorgesetzten und der sowjetischen «Berater», daß die Angeklagten tatsächlich schuldig waren, daß ihre Schuld in ihrem Widerstand gegen die Partei bestand und daß die durch das Verhör beigebrachten Beweismittel ausreichten, um ihre abgrundtiefe Börsartigkeit nachzuweisen, die durch ein Geständnis offenbart und bestätigt wurde, welches, wie souffliert oder erzwungen auch immer, auf jeden Fall authentisch war. Sollte er sich widersetzen, ließ ihn sein Führungsoffizier wissen, dann würde die erste Gruppe von Vernehmungsbeamten von einer zweiten abgelöst, diese von einer dritten, einer vierten, «und wenn es fünf Jahre dauern sollte». Katz sagte, er habe «erwogen, mein Geständnis vor Gericht zu widerrufen. Ich verzichtete darauf, weil ich an den enormen Schaden dachte, den ich damit anrichten würde. Also lernte ich das Protokoll auswendig und spielte die mir zuge dachte Rolle im Gerichtssaal bis zum Ende. Ich glaube, es war besser so.»²⁵

Katz' voluminöse FBI-Akte (FBI, FOIA, 65-9266) umfaßt mehrere tausend Seiten, von denen rund die Hälfte auf der Grundlage des «Freedom of Information Act» zum Schutz von Agenten und Informanten immer noch geschwärzt ist. Die Einträge beginnen am 15. Februar 1940 mit dem Vermerk der amerikanischen Einwanderungsbehörde, daß «die Zielperson am 21. Januar 1940 an Bord der S. S. Präsident Adams in den Vereinigten Staaten eingetroffen ist». Nachträge gehen zurück bis zum 10. September 1935, als Katz zum erstenmal in New York war. Das FBI folgte zahlreichen «nicht bestätigten Hinweisen», die sich aus Angaben von

Genossen, Informanten, Haushaltshilfen, aus der Überwachung von Fahrzeugen und Gästen sowie aus Berichten über Katz' Aufenthaltsorte zusammensetzten. Der erste substantielle Eintrag bezieht sich auf eine Quelle, bei der es sich wahrscheinlich um die amerikanische Journalistin Dorothy Thompson handelte. Die fragliche Person rief beim FBI an und teilte mit, daß «sie Katz persönlich kannte und er ein Mitarbeiter der OGPU war». Die Informantin «sagte, daß sie seine Verbindungen nicht kannte, jedoch den Eindruck hatte, daß er der kommunistischen Sache sehr eng verbunden war». Sie fügte hinzu, daß «die französischen Behörden OTTO Katz für einen Spion hielten und bedauerten, seine Ausreise genehmigt zu haben». Zu diesem Zeitpunkt hielt das FBI jedoch lediglich fest: «Aus den voranstehenden Informationen scheint hervorzugehen, daß Otto Katz möglicherweise ein Propaganda-Agent einer ausländischen Regierung ist.» Nichtsdestotrotz leitete das Justizministerium bereits im Juni 1940 die Ausweisung von Katz und seiner Frau Ilse ein. Einen Monat später durften sie das Land verlassen, «aber nicht zurückkehren».²⁶

Im November 1940 reiste Katz in Mexiko ein, was das FBI freilich nicht davon abhielt, sein Dossier weiter zu füllen. 1941 ließ ein weiterer Informant, der Chefredakteur der *Montreal Gazette* George E. Carpenter, FBI-Direktor J. Edgar Hoover wissen, daß Katz ein «G.P.U.-Agent» sei.²⁷ In Kalifornien war das FBI unterdessen rege dabei, umfangreiche Informationen über Katz' Kontakte in Hollywood einzuholen, zu denen Bertolt Brecht, Hanns Eisler, Peter Lorre und insbesondere der Regisseur Fritz Lang gehörten, dessen Korrespondenz mit Katz heimlich in Langs Wohnung fotografiert wurde und so in die Akte kam. Dieser Briefwechsel verhalf dem FBI zu der (zutreffenden) Erkenntnis, daß Katz 1935/36 die Vereinigten Staaten bereist, Reden gehalten und Spenden gesammelt hatte, daß er Lang riet, sich im Hintergrund zu halten, daß er in Frankreich und Spanien für die republikanische Spanische Regierung gearbeitet hatte und an die «Anti-Nazi-League» in Hollywood schrieb, um finanzielle Unterstützung für Veteranen aus dem Spanischen Bürgerkrieg zu erbitten.²⁸ Besonders willkommen waren Geldmittel, mit denen Kommunisten dafür gewonnen werden sollten, «eine ‹Volksfront› unter deutschen Emigranten in Paris aufzubauen». Auf Empfehlung Thomas

26 FBI: Akte Katz, 65-1763, 18. Juni 1940.

27 Memorandum von George Carpenter, *The Gazette*, Montreal, an John Edgar Hoover, Federal Bureau of Investigation, Washington, D.C., betr.: Otto Katz, 19. November 1941. FBI: Akte Katz, 65-9266-9. Carpenter behauptete, daß Katz «Münzenbergs Sekretär war [und als] G.P.U.-Agent die kommunistischen Aktivitäten seines Chefs im Auge hatte».

28 FBI: Akte Katz, 65-9266-35, 16. Februar 1943 (enthält Auszüge der Korrespondenz), Brief von «F.L.» Fritz Lang an «O.K.» Otto Katz (undatiert).

- 29 Kaplan: Report on the Murder of the Secretary General, S. 277. Vgl. auch Franz Dahlem: Am Vorabend des Zweiten Weltkrieges, 1938 bis August 1939: Erinnerungen, Berlin 1977, S. 287, zit. nach Marcus G. Patka: ‚Columbus Discovered America, and I Discovered Hollywood.‘ Otto Katz und die Hollywood Anti-Nazi-League, in: Filmexil 17 (2003), S. 60.
- 30 FBI: Akte Katz, 65-9266-20, 1. April 1943, S. 7, passim.
- 31 Alexander Stephan: Im Visier des FBI. Deutsche Exilschriftsteller in den Akten amerikanischer Geheimdienste, Stuttgart/Weimar 1995, S. 400, 408.
- 32 FBI: Akte Katz, 65-9266-42, S. 1. Schreiben von J. Edgar Hoover an Spezialagent Los Angeles, betr.: Otto Katz, 24. März 1943. Da das Einsatzgebiet des FBI auf die Vereinigten Staaten beschränkt war (wenngleich es seine gesetzlichen Befugnisse zuweilen auch überschritt), hielt Hoover es nicht für nötig, «die fraglichen Personen mit technischen Mitteln überwachen zu lassen». Tatsächlich aber wurden Telegramme und Post genauestens mitverfolgt. Vgl. auch Stephan: Im Visier des FBI, S. 393, 398f.
- 33 FBI: Akte Katz, 65-9266-15, 10. Juni 1942, S. 6.

Manns traf Katz im Mai 1939 Felix Frankfurter, Richter am Obersten Gericht, sowie James Roosevelt, den Sohn des Präsidenten, die ihm dabei halfen, eine «sehr bedeutende Geldsumme» aufzutreiben, die er nach seiner Rückkehr an das KPD-Politbüro-Mitglied Franz Dahlem übergab.²⁹

Ab einem gewissen Punkt konzentrierte sich die Spionagetätigkeit des FBI auf Katz' Ruf als Frauenheld. 1943 tauchte sein Name im Kalender einer einschlägig bekannten Dame aus Hollywood auf, eine Entdeckung, die fieberhafte Ermittlungen der staatlichen Verbrecherjäger bei bekannten Hollywood-Callgirls auslöste. Bei den Befragungen mehrerer Sexarbeiterinnen wurden diverse Stars bloßgestellt, so etwa Peter Lorre; Katz jedoch fand sich nicht unter den Kunden.³⁰

Ab 1940 überwachte Hoovers Special Intelligence Service für Lateinamerika (SIS) illegalerweise den Telegramm- und Briefverkehr der kommunistischen Emigranten in Mexiko, wo sich Katz und seine Frau Ilse seit November jenes Jahres aufhielten. Das FBI hatte den SIS noch vor dem Kriegseintritt der Vereinigten Staaten aufgebaut, um deutschsprachigen Flüchtlingen in Mexiko auf den Fersen zu bleiben, bei denen es sich in Hoovers Terminologie um «Kommunazis» handelte – ein Begriff, mit dem er die unterschiedslose Verfolgung von emigrierten Sympathisanten und Gegnern des Naziregimes rechtfertigte.³¹ In einem internen Memorandum hielt Hoover fest, daß «das Büro über die internationale Dimension der kommunistischen Aktivitäten der Zielperson sehr wohl informiert ist» und «über die Aktivitäten von Katz und seinen Genossen in Mexiko-Stadt genau Bescheid weiß».³² Im Juni 1942 sprach der Klatschkolumnist und Roosevelt-Anhänger Walter Winchell, damals Reservist der US Navy, in seiner Kolumne von «G. P. U.-Killern» in den Vereinigten Staaten. Bald darauf erhielt das FBI einen Brief von «einem gewissen Nathan H. Kaplan», der bestätigte, «Simone-Katz» sei einer der «G. P. U.-Killer», deren Existenz Winchell publik gemacht hatte. Und Willi[am] Schlamm, der damals der Redaktion des *Fortune Magazine* angehörte, informierte das FBI: «Katz' Funktion für die Russen – ob sie für die Kommunistische Partei oder für die G. P. U. sind – bestand darin, Unternehmen zu kaufen, an deren Besitz sie interessiert sein könnten.»³³ Spezialagent R. B. Hood, der die Akte Katz führte, hielt fest,

daß dieser «bekanntermaßen ein ausgebildeter Ogpu-Agent ist, den man mehrerer Ogpu-Morde in Europa verdächtigt».³⁴ Einem anderen FBI-Informanten zufolge handelte es sich bei Katz um eine extrem gefährliche Sorte Mensch und «einen echten Agenten entweder der Kommunistischen Partei oder der GPU».³⁵

Im Januar 1940 landeten mindestens dreizehn Prominente für neunzig Tage auf der «National Censorship Watch List», weil sie Kontakt mit Katz gehabt hatten. 1943 stellte das FBI von Amts wegen fest, daß «Katz die Morde an TROTZKI und anderen Feinden Stalins und der Dritten Internationale zugeschrieben werden». Im selben Jahr informierte Hoover den Justizminister höchstpersönlich, daß «Otto Katz ein bedeutender deutscher Stalinist ist, der mittlerweile in Mexiko lebt und von dem verschiedene Quellen berichten, es handele sich um einen Agenten der Kommunistischen Internationale und einen ehemaligen Mitarbeiter der G. P. U.».³⁶ Am 5. November 1943 gab Hermann Rauschning – Präsident des Danziger Senats und NSDAP-Mitglied bis zur Niederlegung seines Amtes und seinem Parteiaustritt 1934, auf den nach mehreren Zwischenstationen die Auswanderung in die USA folgte – gegenüber dem FBI in einer Befragung an, daß er Katz im August oder September 1938 beim Gründungstreffen einer «Anti-Nazi-Gruppe» begegnet sei und Willi Münzenbergs Meinung teile, daß «Katz derjenige war, der sich hinter den Kulissen darum bemühte, das nötige Geld aufzutreiben». Er «äußerte sich auch dahingehend, gehört zu haben, daß Katz mehrere politische Morde auf dem Gewissen hatte», unter anderem den an Münzenberg.³⁷ Einige Wochen später faßte der Außendienst in San Francisco die «Fakten» zusammen:

«Es wird berichtet, daß Otto Katz ein Agent der GPU ist. Er ist vor allem in Verbindung mit Flüchtlingszirkeln an vielen Orten in Europa und Amerika aktiv gewesen. Gegenwärtig wird er in Mexiko-Stadt vermutet. Da Katz von manchen für verschiedene politische Morde verantwortlich gemacht wird und viele andere glauben, daß er in Kontakt mit der Sowjetunion steht, ist es möglich, daß seine Aktivitäten und die seiner Kontaktpersonen jetzt oder künftig von Bedeutung sein können.»³⁸

34 Ebd., 31. August 1942.

35 FBI: Akte Katz, 65-9266-15, 10. Juni 1942, S. 5.

36 FBI: Akte Katz, 65-9266-15, J. Edgar Hoover, Memorandum an den Justizminister, 10. August 1943.

37 FBI: Akte Katz, 65-9266-89, S. 3, 30. Dezember 1943. Befragung Hermann Rauschning.

38 FBI: Akte Katz, 65-9266, Abschnitt 6, 12. Dezember 1943, S. 29.

- 39 FBI: Akte Katz, 65-9266-89, 4. Dezember 1953.
- 40 Gustav Regler [Pseudonym «El observador d'Artagnan»]: Retratos (André Simone), in: *Análisis*, Januar 1942, S. 25-28.
- 41 Marcuse: Mein zwanzigstes Jahrhundert, S. 244.
- 42 Die Behauptung stammt ursprünglich von Gustav Regler und wird von Koch: *Double Lives*, S. 342, Fn. 23 aufgegriffen.
- 43 Arthur Koestler: *The Invisible Writing*, New York 1984, S. 256.
- 44 Archives Nationales, Paris, Cote F-7 15130.
- 45 Allen Weinstein/Alexander Vassiliev: *The Haunted Wood: Soviet Espionage in America - The Stalin Era*, New York 1999, S. 46. Chambers' Biograph Sam Tanenhaus merkt an: «Katz war kein Auftragsmörder. Sein Interesse an Chambers aber bedeutete, daß die europäischen Komintern-Funktionäre von Chambers' Abtrünnigkeit wußten und womöglich irgendwelche Maßnahmen planten.» Sam Tanenhaus: *Whittaker Chambers: A Biography*, New York 1997, S. 149.

Was das hieß, wurde deutlich, als das von Martin Dies geleitete Senatskomitee die Filmwelt in Hollywood nach Kommunisten durchleuchtete. Als das FBI erfuhr, daß Katz Mexiko an Bord eines schwedischen Dampfers verlassen hatte, schloß es im März 1946 seine Akte. Zu den letzten Eintragungen über seine Verhaftung und seinen Prozeß in Prag gehört ein Zeitungsausschnitt aus dem *Washington Star* vom 27. November 1952, der über das Todesurteil gegen «Simon» [sic] berichtet. Handschriftlich ist am Rand des Artikels vermerkt: «Hierbei handelt es sich zweifellos um Otto Katz, einen berüchtigten Sowjetagenten in Mexiko während des Zweiten Weltkriegs, dessen Pseudonym Andre Simone lautet. Wir verfügen über eine Hauptakte.»³⁹

Unter Pseudonym veröffentlichte Gustav Regler, der in Paris eng mit Katz zusammengearbeitet hatte, in der von einer Gruppe prominenter Stalingegner wie Victor Serge und Julian Gorkin herausgegebenen mexikanischen Emigrantenzeitschrift *Análisis* ein «satirisches Porträt», wie er es nannte. Der Artikel mit dem Titel «Retratos [Porträts] (André Simone)» beschrieb Simone, also Katz, als einen verschlagenen Demagogen im Dienste seiner Kremlherren, der seine schändlichen Ziele mit Zweideutigkeiten, Intrigen und Bestechungen erreichte, seinen Freunden mißtraute und gegebenenfalls auch Verrat an ihnen beging.⁴⁰ Und Ludwig Marcuse erinnerte sich daran, wie Katz «sich allmählich als die Graue Eminenz der Partei entpuppte, ein höllischer Drahtzieher - hinter wie vielen Affären?»⁴¹

Der Spionagevorwurf gegen Katz ist mit Vorsicht zu genießen, da die diversen Kanäle der Komintern, des Militärs und der sowjetischen Geheimdienste (NKWD und GPU) eng miteinander verquickt waren und kein handfester Beleg für eine Mitarbeit beim NKWD aufgetaucht ist.⁴² Wie Arthur Koestler in seiner Autobiographie von 1954 schreibt, «bestand eine von Ottos Aufgaben natürlich darin, Willi für den Apparat nachzuspionieren. Willi wußte das, und es kümmerte ihn nicht.»⁴³ Tatsächlich aber geht aus französischen Archivunterlagen hervor, daß auch Willi Otto nachspionierte und regelmäßig Berichte an die Komintern schickte.⁴⁴ Allen Weinstein und Alexander Vassiliev zufolge «besuchte Katz, der bekannt dafür war, hochkarätige abtrünnige Sowjetspione in Europa aufzuspüren und bei ihrer Ermordung mitzuhelfen,

mehrere von [Whittaker] Chambers' Freunden, um Hinweise auf dessen Aufenthaltsort zu bekommen, was seiner Angst vor Vergeltungsmaßnahmen zusätzliche Nahrung gab».⁴⁵ In ihren Geheimgesprächen mit dem FBI im Oktober 1951 beschrieb Thomas Manns Tochter Erika, die ihn 1937 in Paris kennengelernt hatte, Katz als «erklärten Kommunisten» und «wahrscheinlich einen Komintern-Agenten».⁴⁶ Beim Abhören einer Party für Billy Wilder in Hollywood 1945 schnappte das FBI Bertolt Brechts Bemerkung auf, daß Katz «angeblich OGPU-Agent» in Mexiko war, registrierte jedoch auch den Vorbehalt des Dramatikers, daß er «über keine offiziellen Verbindungen verfügte und politisch bedeutungslos war».⁴⁷

Es kann kein Zweifel daran bestehen, daß Katz bis zu ihrer Auflösung 1943 für die Komintern arbeitete. Ihm war die Finanzierung und Durchführung einer Reihe ihrer Operationen in Europa anvertraut, zu denen auch spezielle Botendienste für Georgi Dimitroff gehörten.⁴⁸ Ohne die entsprechenden Akten von NKWD oder GPU müssen wir die Frage, ob Katz in Frankreich, Spanien, den Staaten und Mexiko an Spionageaktivitäten beteiligt war, vor dem Hintergrund der eher undurchsichtigen Vermerke sehen, die sich in den freigegebenen Venona-Entschlüsselungen des telegraphischen Verkehrs zwischen Moskau und Mexiko-Stadt vom Juni 1944 finden. Dort heißt es ausdrücklich: «André Simone darf nicht in unsere Arbeit hineingezogen werden. Näheres folgt.»⁴⁹ Spätere Venona-Aufzeichnungen belegen, daß der sowjetische Geheimdienst Katz ab 1944 im Verdacht hatte, für die britische Seite zu arbeiten. Otto Katz' Lebensweg bleibt im Dunkeln – verschattet durch die Rätsel und Wendungen seiner Odyssee und verzerrt durch die Berichte jener Geheimdienste, die diesen permanenten Exilanten über so viele Jahre verfolgten. Nur eines ist sicher, zumindest in seinem Fall: Archive machen keine Geständnisse.

46 Stephan: Im Visier des FBI, S. 180.

47 Ebd., S. 223.

48 So gehörte es mit zu Katz' Aufgaben, Gelder für Dimitroffs Familienangehörige und seine ehemalige Geliebte Any Krüger zu besorgen. Vgl. Georgi Dimitroff: Tagebücher 1933–1943, hg. von Bernhard H. Bayerlein, Berlin 2000, Bd. I, S. 110, 112. Man wird davon ausgehen dürfen, daß Katz auch mit der Finanzierung anderer Aktivitäten der Komintern beauftragt war.

49 Vgl. National Security Agency, Central Security Service: The Venona Documents, 9. Juni 1944. Ein Dokument vom 25. Februar 1945 mit dem Titel «Überprüfung des [Engländer]s ›Rabin‹ und seiner Beziehung zu André Simone erforderlich» enthält den folgenden Kommentar: «André SIMONE [...], der in Verbindung mit der ›INSEL [OSTROVNJE]‹ steht [...] KONKURRENTEN [KONKURENTI] [...]. Diesen Angaben zufolge ist ›RABIN‹ ein Mann ohne Prinzipien, den SIMONE geschickt für seine politischen Intrigen einspannt. Nochmals sorgfältig überprüfen.» «INSEL» bezieht sich auf Großbritannien und «KONKURRENTEN» auf nichtsovietische Geheimdienste wie etwa den britischen MI 5. Mit anderen Worten verdächtigte Moskau Katz, für die Briten zu arbeiten! Vgl. <http://www.nsa.gov/venona/index.cfm>.

Navigation im Unentschiedenen

Arnold Berney in Genf 1937

- 1 Arnold Berney: Die Geschichte des Vinzenz Fleig, in: Die Aktion 7 (1917), S. 150f.
- 2 Heinz Duchhardt: Arnold Berney (1897–1943). Das Schicksal eines jüdischen Historikers, Köln 1993.
- 3 Neue Kunst – Lebendige Wissenschaft. Wilhelm Fraenger und sein Heidelberger Kreis 1910–1937, Heidelberg 2004.
- 4 Hermann Heimpel: Aspekte. Alte und neue Texte, hg. von Sabine Krüger. Göttingen 1995, S. 157. Die Schülerin von Ludwig Curtius überlebte den Holocaust im Schutz der Kirche, vgl. Georg Daltrop: Hermine Speier (1898–1989) – Eine Archäologin erobert die Vatikanischen Museen, in: Antike Welt 29 (1998), S. 473–475.
- 5 Nachlaß Berney, Central Archives for the History of the Jewish People, Jerusalem (CAHJP). Eine kommentierte Edition der literarischen Werke, Selbstzeugnisse und Korrespondenzen Arnold Berneys ist in Vorbereitung. Ich danke Hildegard Berney (Haifa) für viele hilfreiche Hinweise.

Im Jahr 1917, als die Vergeblichkeit des Krieges offenbar wird, erscheint in der expressionistischen Zeitschrift *Die Aktion* eine kleine Grotteske über das kurze Leben: «Kein Patriot – kein Bekenner, einfach ein paradiesischer Mensch ohne Manieren», der sich mit einer «Überdosis Vertrauen zu Wesen und Dingen» dem Dasein stellt in der Hoffnung zu erfahren, wofür er denn nun kämpfen solle.¹ «Er wußte ganz genau, daß das Geschlecht dieses Jahrhunderts dazu da war, Tradition zu machen, mehr als alle die Geschlechter verflüssener Jahrhunderte.» Während die literarische Figur aber vor der Häßlichkeit des Leidens erschrickt, «törichterweise» umkehrt und von der Eisenbahn überfahren wird, hält ihr Autor in der Gegenwart aus. Arnold Berney,² der Sohn eines Mainzer Weinhändlers, Jugendfreund von Carl Zuckmayer und verwandt mit Netty Reiling, die sich nun Anna Seghers nannte, war literarisch engagiert; er hatte als Frontsoldat zwei ungedruckte Schauspiele verfaßt, die der Sehnsucht nach Glück und Frieden Ausdruck geben – *Joseph* (1916) findet sie nicht bei der Frau des Potiphar; *Die Entscheidung* (1918) führt zur Desertion. Während der Revolution kritisiert Berney 1919 die Rhetorik des «Rates geistiger Arbeiter» um Armin T. Wegner. In einer szenischen Studie schildert er den studentischen Kreis um Ernst Fehr, den Schweizer Freund Emil Noldes, und Wilhelm Fraengers «Gemeinschaft».³ Die juristische Promotion gelingt, doch von der romantischen Beziehung zu Hermine Speier, die nach Rom ins Exil gehen wird,⁴ bleibt nur das Wort, bei ihr habe er «Goethe – dann Platon – dann George lesen und verstehen gelernt.»⁵ Berney beginnt in Freiburg ein neues Leben als Historiker. 1927, im Jahr der Habilitation, reicht Annie Fraenkel, die Korrespondentin Karl Wolfskehls, der *Frankfurter Zeitung* Berneys «Sommernovelle» zum Druck ein, in der er sich zur innerweltlichen Askese der Berufarbeit verpflichtet, als der Schritt in die Ehe nach dem Vorbild Friedrich Gundolfs ausgeblieben war. Von hier aus konnten sich Wege sowohl der gesellschaftlichen Integration als auch des Scheiterns eröffnen. Es begann die Phase der Unentschiedenheit, der Erkundung des professionellen Potentials. Sie wird ab 1933 zur Vorgeschichte des Exils, zum Proto-Exil, das mit einem Vortrag in Genf endet, dem Augenblick des Wechsels zur Auswanderung aus Beruf und Heimat in die Fremde.

Berney findet Lehrer in beiden konfessionellen Fraktionen, zunächst Heinrich Finke, den katholischen, dem Mittelalter der Konzilien, Spanien und der Romantik zugewandten Doktorvater, dem sein letzter Zeitungsartikel gilt.⁶ Die philosophische Dissertation über die Aufklärungshistoriker August Ludwig von Schlözer und Michael Ignatz Schmidt ist als paritätisches Doppelporrait konzipiert. Dann ist es Gerhard Ritter, der undiplomatische Lutheraner, der ihm die Habilitation über Friedrich I. von Preußen ermöglicht.⁷ Berneys Thema wurde das adäquate Bild dessen, was retrospektive Übergangszeiten den Staatsmann nennen. In einer Krise steigt der Bedarf an Leitbildern, umgekehrt aber auch der Versuch, sich von ihnen zu befreien. Während innerhalb der «Zunft» Gerhard Ritters historisierend-archivgestütztes mit Franz Schnabels republikanisch-modernisiertem Bild des Freiherrn vom Stein rivalisierte, begannen im Kreis des «Geheimen Deutschland» Max Kommerell Literaten als Führer und Ernst H. Kantorowicz mittelalterliche Monarchen als geistige Gestalten zu portraituren. Andere, wie Emil Ludwig, der mit Bismarck und Wilhelm II. die beiden Säulen des kaiserzeitlichen Kosmos attackierte, erhielten das Etikett der «Historischen Belletristik», geprägt von den ihr Deutungsprimat verteidigenden Fachhistorikern,⁸ denen auch intern psychologische Methoden zu schaffen machten, als mit Wilhelm von Humboldt «ein Götterbild ohne Not zerschlagen» worden war.⁹ Barocke Zeitbilder wie *August der Starke* von Cornelius Gurlitt (1924) oder der *Richelieu* (1935) von C. J. Burckhardt suchten den Eindruck des Klassischen ebenso zu bewahren wie der *Metternich* Heinrich Ritter von Srbiks (1925), dem Franz Blei einen *Talleyrand* (1932) und Golo Mann in der Emigration seinen *Gentz* (1947) zur Seite stellten. Doch bereits der Wiener Kultusminister war in die Kontroversen um den ersten Bonaparte verwickelt worden, als auf Berthold Valentins Biographie und Wirkungsgeschichte Napoleons deren Destruktion *Napoleon oder der Kniefall vor dem Heros* (1927) von Werner Hegemann folgte. Ihr innovatives Prinzip lag in der konsequenten Umkehrung dessen, was Vallentin und Gundolf in seinem *Caesar* (1925) noch einmal mit positiven Vorzeichen vorgeführt hatten: Die Überordnung der Rezeption über die Quellen.

6 Ein deutscher Geschichtsforscher, in: Frankfurter Zeitung (FZ) 14.6.1935.

7 Friedrich I. und das Haus Habsburg (1701–1708), München/Berlin 1927.

8 Christoph Gradman: Historische Belletristik, Frankfurt/M. 1993.

9 11.12.1927 Friedrich Meinecke an Kaehler, in: Siegfried A. Kaehler: Wilhelm von Humboldt und der Staat, Neuausgabe Göttingen 1963, S. V.

- 10 Geschichte meiner Staatsauffassung und andere Texte 1930–1940, CAHJP.
- 11 Michael Matthiesen: Verlorene Identität. Der Historiker Arnold Berney und seine Freiburger Kollegen 1923–1938, Göttingen 1998, S. 32 f.
- 12 Fridericus oder das Königsopfer, erweiterte Neuausgaben der «Deutschen Schriften» von Manfred Maria Ellis, Dresden 1925 und 1926.
- 13 Vgl. Heinz Dieter Kittsteiner: Werner Hegemann als Historiker, in: Brunhilde Wehinger (Hg.): Geist und Macht. Friedrich der Große im Kontext der europäischen Kulturgeschichte, Berlin 2005, S. 157–183.
- 14 Friedrich «der Große»?, in: FZ vom 28.02.1931.
- 15 «Das Jugendbuch vom großen König». Eine Entgegnung von Werner Hegemann, in: FZ vom 22.4.1932.

Berneys autobiographische Meditationen zeigen noch im Rückblick ein hohes Maß glücklicher Identifikation mit dem hessischen Landesherrn.¹⁰ Als Historiker konnte er den kindlichen Monarchismus mühelos auf die Hohenzollern projizieren und dies intellektuell reflektieren. Sein Faible für das Leben der Akten, ihren Duft, das Konzert und Gewebe der Intrigen, kommt in den Berichten während der Archivreisen eindrucksvoll zur Geltung.¹¹ Inzwischen hatte Werner Hegemann die Maske des amerikanischen Pseudonyms fallen gelassen, unter dem fiktive Debatten in einer neapolitanischen Villa, unter anderem mit Borchardt und Hofmannsthal, zur Idee des Königsopfers erschienen waren.¹² Hegemann traf den Nerv der Zeit, denn er wollte eine 1918 durch das Exil des Kaisers entgangene rituelle Reinigung, einen sozialpsychologischen Vätermord an den Ikonen des Kollektivs, wenigstens literarisch vollziehen.¹³ Berney trat dem Provokateur als Vertreter einer neuen akademischen Generation entgegen. «Hegemann besitzt nicht das kühle klare Bewußtsein heutiger Jugend, welches die Monarchie schicksalhaft vergangen weiß»,¹⁴ dem die «üble parteipolitische Agitationsattrappe unserer Tage» in «Hugenbergs Filmen» gar nichts mehr bedeute, die stoische Selbsterziehung des Königs dagegen alles. Hegemanns Reaktion auf Berney fiel besonders polemisch aus. Er hatte Ricarda Huch um ein Gutachten über Dinge gebeten, die «vielleicht nur von einer Frau beurteilt werden können»,¹⁵ und entnahm der Antwort die Klage, Friedrich II. werde noch immer zum «Vertreter protestantischer Geistesfreiheit» überhöht, obwohl man im Rückblick wünschte, die habsburgische Herrschaft hätte sich durchgesetzt. Hegemanns Pointe ist, daß die Hohenzollern den «endlich eingeschlafenen Konfessionshaß» zur Legitimierung von «Raubkriegen» wieder entfachten – dies sei ein Akt dynastischer Undankbarkeit gewesen, denn sie verdankten ihre Krone, anders als Berney behauptete, durchaus jesuitischer Unterstützung. Er bezog sich dabei auf Onno Klopp, den welfischen Staatsarchivar, der 1866 dem König von Hannover ins Exil nach Österreich gefolgt war.

Auch Hegemann war bereits im Exil angekommen, als der Historiker Carl Hinrichs verkündete, man habe sich viel zu lange mit dieser «Variante jener nunmehr ausgetriebenen Sorte von Literaten» beschäftigt, «die mit den Mitteln einer vergrößerten

Nietzscheschen Entlarvungspsychologie, mit Psychoanalyse und westlich-demokratischen Zivilisationsideen den Sturz deutscher Götter und Helden betrieben». ¹⁶ Hegemanns spöttische Frage aber hat Berney tatsächlich beantwortet, die Frage nämlich, woher denn sonst, wenn nicht aus erotischen Komplikationen, jene tiefe Skepsis des Königs gekommen sein sollte, die nach Nietzsche als «ein besonderes Geschenk Friedrichs des Großen an die Deutschen» gelte. ¹⁷ Diese «härtere neue Art der Skepsis», so heißt es bei Nietzsche, gefördert durch den «Haß des Vaters» und «die eisige Melancholie eines einsam gemachten Willens», die «Skepsis der verwegenen Männlichkeit, welche dem Genie zum Kriege und zur Eroberung nächst verwandt ist[...]giebt dem Geiste gefährliche Freiheit, aber sie hält das Herz streng». ¹⁸ Die Herkunft dieses «ins Geistigste gesteigerten Fridericianismus» zu orten, wurde Berneys Aufgabe. Die Lösung, die er fand, lag in der prägenden frühen Bildung des Kronprinzen, der Lektüre des Exilanten und Apostels der Frühaufklärung, des Hugenotten Pierre Bayle. ¹⁹

Der junge Friedrich, wie Berney ihn sah, lebte weder im Sinne Diltheys aus unmittelbarer Erfahrung noch verließ er sich auf das rationalisierte Fortschrittspathos, das Voltaire ihn lehrte. Vielmehr habe er sich anhand der *Monadologie* Leibniz' und durch Montesquieu das Material erarbeitet, um die Position Preußens inmitten eines freien Vereins von Staaten zu analysieren. Schon seine ersten politischen Texte gehen von der Existenz von Volkscharakteren aus, von der Substanz und Lebenskraft der Nationen, die keiner bestimmten Entwicklung zustrebt, sondern der Gestaltung zur Verfügung steht. Friedrich projizierte sich in Voltaires *Henriade*, wartete zugleich aber auf die «Blutwärme des Augenblicks», wie es im Parergon zur Biographie heißt, ²⁰ um die akkurat studierten Eigenkräfte im Fluß der Geschichte einzusetzen. Berney gilt heute als «einer der reflektiertesten Friedrich-Biographen», da es ihm vor allem für den *Antimachiavell* gelungen sei, einen konstanten Widerspruch zwischen literarischem Ehrgeiz und Realitätssinn nachzuweisen, wo die ältere Literatur Motive und deren Prioritäten erkennen wollte. ²¹ Dabei kam es auch Berney auf den genetischen Blick an, also die Entwicklung des Staatsmannes, wie es der Untertitel versprach, aber durch die innere Konsequenz des Beginnens anstelle des Eindrucks von «Reife»,

16 Zit. nach Caroline Flick: Werner Hegemann (1881–1936). Stadtplanung, Architektur, Politik, München 2005, S. 642 f.

17 Das Jugendbuch vom großen König oder Friedrichs Kampf um die Freiheit, Dresden 1930, S. 460.

18 Friedrich Nietzsche: Jenseits von Gut und Böse, 6. Hauptstück: Wir Gelehrten, Nr. 209.

19 Nietzsche nennt Bayle nur, weil Lessing ihn übersetzte, ohne aber zu erwähnen, daß Friedrich II. ihn zuvor ediert hatte.

20 Über das geschichtliche Denken Friedrichs des Großen, in: Historische Zeitschrift (HZ) 150 (1934), S. 86–115, 109.

21 Johannes Kunisch: Friedrich der Große, München 2004, S. 131 und 568 f.

- 22 Friedrich der Große. Ein historisches Profil, Leipzig 1936.
- 23 Arnold Berney: Friedrich der Große. Entwicklungsgeschichte eines Staatsmannes, Tübingen 1934, S. 60.
- 24 Ebd., S. 84.
- 25 Des Kronprinzen Friedrich *Considérations...*, in: HZ 117 (1917), S. 42–73, 57 und 66.
- 26 Berney: Friedrich der Große, S. 84f. und 301f.

wie ihn Gerhard Ritter 1936 vermittelte.²² So formulierte Berney: «Die erste, grundlegende staats- und gesellschaftskritische Urteilsbildung dankte der Kronprinz Pierre Bayle»,²³ dessen unsystematische Darstellung dem unruhigen Geist ebenso entgegengekommen sei wie seine an Hobbes angelehnte Stellung «auf der Seite der starken, absoluten Königsherrschaft». Denn, so Berney, «Volksouveränität und des Widerstandsrechts erkannte er nicht an, er war ein ausgesprochener Gegner des Lehensfürstentums, der Generalstände, der Parlamente. Bayles Königtum war von außen her nicht gebunden, es war um so stärker von innen gezügelt».

Der «Relativismus dieses Skeptikers» habe auf Friedrich vor allem sprachlich und durch die «Attitüde des forschenden Betrachters» gewirkt.²⁴ Konkret geht es dabei um die 1737 entstandenen *Considérations sur l'état présent du corps politique de l'Europe*. Nachdem im Nachlaß Voltaires in St. Petersburg ein Manuskript des Textes aufgetaucht war, hatte Friedrich Meinecke verschiedene Motive und Adressaten zu unterscheiden versucht. Um eine Allianz mit den Seemächten konnte es Friedrich nicht wirklich gehen, wie schon Voltaires ironischer Kommentar zeige, das Wort eines «gouvernement démocratique» im Deutschen Reich nehme sich für englische Leser sehr merkwürdig aus. Friedrichs «Chipotieren mit Frankreich»²⁵ dagegen veranlaßte Voltaire, den Text Kardinal Fleury zuzuspielen. Für Berney aber war die These, man könne im Traktat den Feldherrn des Schlesischen Krieges erkennen, eine «Unterstellung ex post».²⁶ Vielmehr habe Friedrich nur die eigene Enttäuschung über die Passivität seiner Umwelt abstrahiert, so wie Bayle die Schrift über den Kometen von 1680 in einen Abschnitt über die Staatsauffassung der europäischen Herrscher münden ließ, die *Considération de l'état présent de l'Europe*. Diese «Abhängigkeit, welche bisher nicht erkannt worden ist», wird belegt durch die bis in die Syntax der Hypothesen reichende Analyse politischen Verhaltens, den Vergleich der Politik Ludwigs XIV. mit der römischer Diplomaten und das Gespenst einer «monarchie universelle».

Berney illustrierte den spezifischen Ort des Kronprinzen zwischen Gottesgnadentum und Legitimus durch Rekonstruktion seiner synkretistischen Lektüre; am Ende der *Considérations* erbe

sich ein bunter Strauß von Eigenschaften, die der angehende Monarch sich selbst zuschreibe, was Berney als «Not und Unreife»²⁷ bewertet, als kompensatorisches Plakat der «pathetischen, schwärmerisch hoffnungsseligen Atmosphäre dieser literarischen Welt», deren Theorien sich als «die Stimme der eigenen realen Erfahrung erstickende Verführer» erwiesen. Friedrich sei kein «Widerspruch zwischen Idee und Interesse» bewußt gewesen.²⁸ Meinecke, der Doyen der politischen Ideengeschichte, hatte die Staatsräson als abstraktes Doppelwesen konstruiert,²⁹ dessen dunkle Nachtseite sich mit dem Licht der Aufklärung verbinden, Kratos durch Ethos veredeln sollte, um die Idee als «Dualismus» auch in der Republik zu verankern. Im Unterschied zur Polemik Thomas Manns, der Friedrich gegen den Bürger Voltaire im eigenen Bruder ausspielen wollte, und zu religiös motivierten Historikern wie Gerhard Ritter und Paul Tillich, die auf der Chiffre einer unfaßbaren «Dämonie» der Macht beharrten,³⁰ beschränkte sich Berney darauf, das liberale Problem zu repersonalisieren. Es symbolisiert sich in dem berühmten Bild des fürstlichen Berufs, nicht nur als sterbliches Ebenbild Gottes, sondern als «erster Diener» seines Staates. Berney erkannte hier ein «deutliches Überbleibsel religiöser Erziehung».³¹ Denn der Gedanke vom König als «Beauftragten des Volkes» finde sich schon bei Bayle – und in dieser Genealogie hat der Frühaufklärer in der Friedrich-Literatur überlebt. Der Kronprinz studierte die Mechanik der Politik, um die «physischen Ursachen» der Epochen zu erkennen und auf geometrische Weise die Optionen der eigenen Staatskunst auszuloten; er entfernte sich damit von den Leitbildern der honnêteté und justice aus den *Considérations*. So finde man nun «alle [...] Möglichkeiten neben- und nicht gegeneinander gelagert»; erst «der überwältigende Rausch der Herrschaft» habe den jungen König zur realen Identität transformiert.³²

Berney gelang es 1934 gerade noch, die Biographie zu publizieren. Als im Probeheft der *Zeitschrift für Deutsche Kulturphilosophie*, dem «arisierten» Logos, das Zitat erschien, man fühle «die Verbundenheit des Verfassers mit der geistigen Bewegung», förderte dies den Verkauf des Buches. Doch schon wenig später bemerkte Wolfram von den Steinen, damit sei die Bewegung Stefan Georges, nicht aber das regierende Regime gemeint.³³ 1935 wurde dann auch Berneys jüdische Herkunft innerhalb der «Zunft» be-

27 Ebd., S. 92.

28 Friedrich Meinecke: Die Idee der Staatsräson in der neueren Geschichte, Berlin und München 1925, S. 343.

29 Dazu jetzt Gisela Bock: Meinecke, Machiavelli und der Nationalsozialismus, in: dies. (Hg.): Friedrich Meinecke in seiner Zeit, Stuttgart 2006, S. 145–175.

30 Michael Matthiesen: Machtstaat und Utopie, in: Hartmut Lehmann u. a. (Hg.): Nationalsozialismus in den Kulturwissenschaften, Band 2, Göttingen 2004, S. 165–198.

31 Berney: Friedrich der Große, S. 99.

32 Berney: Friedrich der Große, S. 101–104 und 309, wiederum in Auseinandersetzung mit Meinecke.

33 Basler Nachrichten 18.11.1934.

- 34 Eduard Spranger: *Der Philosoph von Sanssouci (1942)* erwähnt Berney nicht.
- 35 Matthiesen: *Verlorene Identität*, S. 65, 74–77.
- 36 Ernst Simon: *Aufbau im Untergang*, Tübingen 1959.
- 37 Duchhardt: *Berney*, S. 81–104.
- 38 *Korrespondenz im Nachlaß Mitterer (DLA Marbach)*.
- 39 *Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland* 6 (1936), S. 185f.
- 40 10.6.1937 Berney an Hanna Weil. Die Fotografin emigrierte später in die USA.
- 41 André Oltramare. In *memoirium*, Genève 1948. Ariane Schmitt: *André Oltramare (1884–1947). Un précurseur oublié*, Genève 1994. Institut Universitaire de Hautes Études Internationales Genève 1927–2002, Geneva 2002, S. 31–38.
- 42 Alain Clavier: *Georges Oltramare. Von der Theaterbühne auf die politische Bühne*, in: Aram Mattioli (Hg.): *Intellektuelle von rechts. Ideologie und Politik in der Schweiz 1918–1939*, Zürich 1995, S. 157–170.
- 43 Vgl. Paul Stauffer: *Grand-seigneurlicher «Anti-Intellektueller»*. Carl J. Burckhardt in den Fährnissen des totalitären Zeitalters, in: Mattioli: *Intellektuelle*, S. 113–134.
- 44 Hans Mayer: *Ein Deutscher auf Widerruf*, Frankfurt/M. 1988, S. 193.

kannt,³⁴ und der Verlag verzichtete auf den zweiten Band wie auch auf eine Ranke-Edition, für die Berney zum Erstaunen seiner Schülerin Edith Ennen noch im Geheimen Preußischen Staatsarchiv recherchierte.³⁵ Es begann ein Wanderleben als Referent der von Martin Buber geleiteten jüdischen Erwachsenenbildung³⁶ mit der «Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums» in Berlin als Basis.³⁷ Gleichzeitig mit diesem Engagement prüfte Berney, ob sich ihm noch die Chance einer beruflichen Existenz in Mitteleuropa bot. Seine Kontakte nach Österreich, die Bekanntschaft mit der Autorin Erika Mitterer³⁸ und mit Melitta Urbancic, die 1938 mit ihren Kindern auf dem Weg ins Exil nach Island in Berlin von Berney Abschied nimmt, waren nicht akademischer Natur. Aber in der Schweiz schien sich eine Perspektive des beruflichen Überlebens zu eröffnen, als ihm in Zürich, wo sich Berney protokollarisch korrekt durch einen Nachruf auf Alfred Stern, den Biographen Miltons und Mirabeaus, eingeführt hatte, der Historiker Ernst Gagliardi empfahl, sich in Genf zu bewerben.³⁹ Und tatsächlich erhielt Berney von dort eine Einladung zu einer Probevorlesung. Im Frühjahr 1937 war er zunächst nach Basel zur Hochzeit Wolfram von den Steinens gefahren, bevor er sich im Juni dem Wagnis stellte. Er schien zu ahnen, daß «die Hauptschwierigkeit in der Stellungnahme der Behörden» bestand.⁴⁰ Wie ungewöhnlich die Konstellation aber gewesen ist, auf die er traf, dürfte Berney nicht bewußt gewesen sein.

Der Dekan der Genfer geisteswissenschaftlichen Fakultät, André Oltramare, war ein überzeugter Sozialist und hatte 1925–1927 als Erziehungsminister aktiv die Gründung des bekannten «Institut Universitaire de Hautes Études Internationales» (HEI) gefördert.⁴¹ Als Latinist beschäftigte er sich mit Cicero, Plutarch und Rousseau, Horaz und Vergil sowie der republikanischen Tradition Roms von den Gracchen bis Seneca. Sein jüngerer Bruder, der Schriftsteller Georges Oltramare,⁴² stieg zum örtlichen «Duce» und Führer der Union Nationale auf, also der rechtsextremen Partei des Kantons. Der spätere Kommissar des Völkerbunds für Danzig, Carl J. Burckhardt, damals noch Dozent am HEI, hat anschaulich von der merkwürdigen Gestalt berichtet.⁴³ Auch der Jurist und Literaturwissenschaftler Hans Mayer, seit der Emigration ebenfalls am HEI tätig, erinnert sich gut an den «patrizischen

Catilina»⁴⁴ von Genf, der die bürgerliche Oberstadt verunsicherte, während die Arbeiterschaft bei den Wahlen 1933 eine sozialistische Regierungsmehrheit durchgesetzt hatte. Mayer schildert die komplizierte Atmosphäre zwischen einer politisch tief gespaltenen Stadt und jenem weltoffenen Institut am See, in dem er seinen Kölner Lehrer Hans Kelsen wieder traf, der dort zusammen mit Ludwig von Mises und Wilhelm Röpke lehrte, unter den Studenten auch der spätere Bismarck-Biograph der DDR, Ernst Engelberg.

André Oltramare bat zunächst Edmond Rossier um ein fachliches Gutachten. Der Historiker lehrte zugleich an der Nachbaruniversität Lausanne, die sich gerade anschickte, dem römischen Diktator «für die Schaffung einer gesellschaftlichen Organisation, die die Wissenschaft der Soziologie bereichert» habe, ihre Ehrendoktorwürde zu verleihen.⁴⁵ Rossier, ein Experte für Diplomatengeschichte,⁴⁶ erklärte, die Bücher des Kollegen seien zwar nicht gerade exalziert, aber doch so verfaßt, daß sie auch nationalistischen Kreisen gut vermittelt werden könnten. «Il m'est difficile de comprendre pourquoi M. Berney est persécuté en Allemagne ou, quoi qu'on dise, tous les juifs ne le sont pas.»⁴⁷ Daraufhin wandte sich William E. Rappard, zugleich Direktor des HEI und Rektor der Universität,⁴⁸ an seinen Vorgesetzten Adrien Lachenal, den neuen Präsidenten des Département de l'Instruction publique. Der Politiker hatte, unterstützt durch Georges Oltramares westhelvetische Front, nach den Wahlen im November 1936 die von den Banken boykottierte Regierung Léon Nicoles durch ein bürgerliches Bündnis, die Entente Nationale, abgelöst. Fortan galt Lachenal, der Sohn eines gleichnamigen Bundesrats, in Genf als «Retter der Republik» und regierte das Staatsschiff dort fast ein Jahrzehnt unumschränkt. In aller Offenheit berichtete Rappard dem Dekan «comme je l'ai prévu, j'ai trouvé M. Lachenal très hostile à l'idée de faire venir à Genève comme privat-docent un non-aryen allemand»,⁴⁹ der sich nicht selbst versorgen könne und den niemand kenne. «M. Lachenal a insisté auprès de moi sur les objections faites par Berne à la venue en Suisse de victimes non-aryennes du régime hitlérien», zumal sie eine Konkurrenz für die Schweizer darstellten. Rappard fügte noch hinzu, man solle froh sein, dies rechtzeitig inoffiziell erfahren zu haben, denn auch bei

45 Mussolini hatte während seiner Vagabundenzeit 1902/03 dort Vorlesungen bei Vilfredo Pareto und Pascal Boninsegni gehört, der ihm nun die Urkunde überreichte, vgl. Ivone Kirkpatrick: Mussolini, Berlin 1997, S. 32. Georges Oltramare war bereits am 8.5.1937 mit einer uniformierten Delegation in Rom erschienen, vgl. Claude Torracinta: Sturm über Genf. 1930-1939, Genève 1979, S. 82 f., und Mauro Cerutti: Georges Oltramare et l'Italie fasciste dans les années trente, in: Studien und Quellen 15 (1989), S. 151-211.

46 À la mémoire du Professeur Edmond Rossier, historien et journaliste, Lausanne 1968.

47 Rossier an Oltramare, 04.11.1936, Nachlaß André Oltramare, Ville de Genève, Bibliothèque publique et universitaire.

48 Victor Monnier: William E. Rappard. Défenseur des Libertés. Genève 1995. Rappard hatte kurz zuvor erklärt, «vielleicht die allersympathischsten» Opfer wären ihm jene, die «weder Juden noch sonst Nichtarier, noch Kommunisten, noch Sozialisten, noch Mitglieder irgendeiner Friedensbewegung» seien und deshalb «von den Behörden belästigt» würden, sondern jene, die es wegen der allgemeinen «Verhetzung» in Deutschland nicht mehr aushielten. In: Dichter helfen. Novellen. Zürich 1936, S. 9.

49 27.01.1937 Rappard an Oltramare, Département de l'Instruction publique, Archives de l'Université de Genève, Akte Arnold Berney.

- 50 La conception de l'État de Pierre Bayle, Annonce im Journal de Genève, 8.6.1937. Veröffentlicht unter dem Titel Pierre Bayle et sa conception de l'État, dans l'histoire générale du despotisme éclairé, in: Bulletin of the International Committee of Historical Sciences 10 (1938), S. 524–537. Berney hat den raschen Druck als eine «sonderbare Verkettung glücklicher Zufälle» empfunden (Brief an Hanna Weil, 30.7.1937). Tatsächlich paßte der Text in das betreffende Heft, da sich eine Kommission des Historikerverbands unter dem belgischen Historiker Frans Van Kalken mit dem aufgeklärten Absolutismus beschäftigte.
- 51 Die Staatsauffassung Pierre Bayles (1647–1706), CAHJP.
- 52 Joseph Fabre: Les Pères de la révolution de Bayle à Condorcet, Paris 1910. Edith Jacoby: Pierre Bayles Anschauungen über Staat und Gesellschaft. Phil. Diss. Frankfurt/M. 1927.
- 53 Les idées politiques en France au XVII^e siècle, Paris 1923, S. 337–355.
- 54 «Es gibt... keinen schärferen Gegensatz...: Bayle, der literarische Nimmersatt, Spinoza, der in sich selbst befriedigte Denker, Bayle, der Journalist, der Galanterie-, oft auch Trödelwarenhändler, Spinoza der stille Optikus.» Ludwig Feuerbach: Pierre Bayle. Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie und der Menschheit (1838), Stuttgart 1924, S. 194.

einer triumphalen Vorstellung jenes Kandidaten würden die politischen Instanzen ihre Zustimmung verweigern. Gleichwohl setzte Oltramare daraufhin im März 1937 die Einladung an Berney durch, sich in Genf vorzustellen.

Berneys Vorlesung, die kurz darauf auch im Druck erschien,⁵⁰ setzte gleich zu Beginn den Akzent auf die klassenspezifische Rezeption, denn Bayles unmittelbare Wirkung liege nicht allein in der intellektuellen Zeitschrift *Nouvelles de la republique des lettres* (1683) oder im populären *Dictionnaire* (1693), sondern «in der Bildungsgeschichte aufgeklärter Fürsten des 18. Jahrhunderts»: Katharina II., Joseph II., Friedrich II., und hier im Einfluß der Schrift über den Kometen auf die ersten Studien des Prinzen von 1737.⁵¹ «Erregt von der neuartigen Erkenntnis dieser ideengeschichtlichen Verbindung» durchsuche man die Literatur fast vergeblich. Zwar verwies schon Emile Faguet 1890 auf «Bayles konservative Prinzipien», das sei dann aber durch eine «flüchtige und unzulässige Einordnung in die Vorgeschichte des revolutionären Liberalismus» konterkariert worden, sofern man sich nicht darauf zurückziehe, aus dem Streit zwischen Bayle und Jurieu die moderne Entpolitisierung des Religiösen abzuleiten.⁵² Allein Henri Sée habe bisher einer angemessenen Einschätzung den Weg bereitet.⁵³

Berney war das Schicksal nicht fremd, das er beschrieb: Bayle erlebte vier Kriege und die «verhängnisvolle Wirkung Ludwigs XIV.», als er «die volle Wucht der wachsenden königlichen Intoleranz» zu erdulden hatte. Innere Unabhängigkeit war das zentrale Merkmal einer Person, die sich selbst als «Neuigkeitskrämer» charakterisierte. Doch die journalistische Ader – Berney zitierte hier Feuerbach⁵⁴ – lebte nur in den ausgedehnten Korrespondenzen. Mit besonders «skeptischem Spott» entlarve Bayle politische Legenden; überall werden Leistung und Verantwortlichkeit der Staatsmänner geprüft und verglichen, statt des sinistren Interesses an den kleinen Affären und Geschäften, «die man, von Voltaire kommend, auch bei ihm gefunden und überschätzt» habe. Es gelte, die Prinzipien der großen Politik zu erkennen, die Geistesart der Monarchen, ihre Interessen und Stärken besser zu verstehen. Kühnheit, nicht Umsicht sei das hervorstechende Merkmal der Könige, dessen Präsenz ausreiche, um die Welt zu verändern. Der Krieg diene als Schauplatz zur Bewährung der

Ritterlichkeit und zur Befriedigung der Habsucht aller Stände. «Bayle läßt keinen Zweifel darüber, daß er die Masse verachtet, die dieser Teilnahme nicht fähig ist, aber auch die Schande eines entehrenden und verlustreichen Friedens nicht empfindet.»

Berney stützte sich hier vor allem auf die *Réponse aux questions d'un provincial* (1703), nach der sich der Austausch unter den Völkern nach den Regeln des Gleichgewichts vollziehe. Es wäre aber falsch, die Klugheit, List und Tücke des öffentlichen Lebens amoralisch zu deuten, da Bayles Blick immer der Gestaltung, «sein Belehrungs- und Erziehungswille dem Dasein des sittlich gezügelten Politikers» gelte, mit dessen Unmoral als einer bösen Eigenschaft zu rechnen sei. Der «Antagonismus des Wesens» bei Bayle, sich äußernd in der doppelten Konversion und einer gleichzeitigen kühlen Distanz «des empirischen, wertfreien Erkennens», hatte keinen Verzicht auf die Kategorien von Gut und Böse zur Folge. «Bayle ist wirklich noch der gläubige Christ, der das ewige moralische Gesetz der Welt beschlossen findet in dem allmächtigen Willen des Herrn». Der «notwendig» Handelnde sei jederzeit mit der ewigen Wahrheit «zu konfrontieren und neu aufzurufen zur Entscheidung». Die «guten Historiker» wären nüchtern genug, die natürliche Wirksamkeit von Machiavellis Maximen in der Geschichte zu erkennen, aber sie verdammten sie auch. Diese Haltung verbinde sie mit den Ministern, die zwar die Autorität der Monarchen stützen, sie aber gleichzeitig an Recht und Vernunft zu erinnern hätten. Nirgends zeige sich die Gleichzeitigkeit des Patrioten, des Chronisten und des Calvinisten deutlicher als in den Aussagen zu Ludwig XIV. Alle Preisung seines Glücks und der Gunst der Umstände dienten Bayle nur dazu, den Sonnenkönig öffentlich zu mahnen, keine Eroberungen mehr vorzunehmen und «die göttliche Strafe zu fürchten, die jedem Mißbrauch der königlichen Gewalt auf dem Fuße folgt.»

Berney wußte, daß dem keine Sensibilität des Exilierten für die Verfassung der Staaten entsprach, aber dies sei nur eine Konsequenz der schrecklichen Profanierung des Religiösen gewesen. Die Legitimität der Könige beruhe nicht auf dem Gottesgnadentum, das Bossuet aus der antiken jüdischen Königs idee herleiten wollte.⁵⁵ Es war für Bayle weder zulässig, das absolute Regime aus dem Römerbrief noch etwa eine ständische Rebellion aus den

55 Ein Vortrag zur Ideengeschichte des Monarchismus mündete in Berlin in das Zitat des Moses Maimonides, keine menschliche Gesellschaft könne der ausgleichenden Autorität entbehren, vgl. Arnold Berney: Die Königs idee der neueren Zeit, in: CV-Zeitung 20.02.1936.

Makkabäer-Büchern abzuleiten. Doch auch die Monarchie sei von «dreifacher Entartung» bedroht, zunächst durch Mißbrauch der Machtmittel, despotisch oder durch den Luxus der Favoriten, dann durch die mangelnde Entschlußkraft allzu milder Herrscher, schließlich aber als «dritte, schlimmste und häufigste Gefährdung» durch das ausartende Freiheitsbedürfnis der Untertanen. «Hier erreicht Bayle die Wasserscheide des Gegenwärtigen und des Zukünftigen.» Was er als Protestant fordern mochte, habe er sich als Monarchist wieder versagt, denn er lehnte alle Formen der Partizipation ab.

Wie für Hobbes gelte auch für Bayle der Mensch als der Erbsünde verfallen. Vernünftig sei der Einzelne nur, solange es ihm gefalle, im Übrigen lauere überall die «sprengende Gewalt der *désirs déréglés*». Offen kritisierte Bayle die Pläne zur Revanche, indem er nun selbst Partei ergriff gegen die «Konfessionspolitik der hugenottischen Emigration», als sie sich «ohne Rücksicht auf ihre christliche und vaterländische Gehorsamspflicht» Wilhelm III. von Oranien anschloß. Bayle wurde zum «Sprecher einer kleinen, aber vielbeachteten Gegengruppe, die der revolutionären Mehrheit der vertriebenen Glaubensgenossen widerspricht» und verlangt, sie mögen zunächst die eigene Unduldsamkeit überwinden. Der Philosoph setzte auf «politische Gesinnungsstärke» und bezahlte dies 1692 mit dem Verlust seiner Professur, wobei allerdings auch das Ende der liberalen Epoche unter Adriaan Paets eine Rolle spielte, der die Franzosen aus Sedan nach Rotterdam gerufen hatte.

Bayle geriet im Exil ins Exil und mußte fortan mit dem Vorwurf leben, die Sache der Hugenotten verraten zu haben. «Diese Tat krönt alle staatstheoretischen und politischen Äußerungen seines Œuvre mit dem Schimmer der Bewährung», erklärte Berney, mit der Bayle «für die Geborgenheit des niederländischen Asyls mit untadeliger Loyalität zu danken wußte» und zugleich «mit überzeugendem sittlichen Ernst das antike Beispiel beschwört», also jener Römer, die sich ebenfalls geduldig «den ungerichten Launen des Vaterlandes» unterwarfen. Berney sah Bayle als Vertreter der Renaissance. Unbewußt stand Bayle «immer an den Stufen des Thrones, er dachte von oben.» Damit habe er «mehr der politischen Aufklärung konservativer Naturen als der

politischen Ideengeschichte der Revolution gedient», gleichwohl sei das Nebeneinander kritischer Sachlichkeit und unbestechlicher Moral vorbildlich geblieben.

Mit der Betrachtung eines komplexen Exilschicksals gewann Berney seinerseits Distanz zu dem wenig schmeichelhaften Bild geistiger Entwurzelung, das etwa Friedrich Gundolf gezeichnet hatte, als er nach einer emphatischen Schilderung Napoleons «auf die «Klein- und Feinarbeit der Sitten- und Seelensucher» zu sprechen kam, «die seit Montaigne die Weltgeschichte abgrasen». ⁵⁶ Sein kritischer Geist habe Bayle «zum ungeduldigen Frager und Bezweifler aller Traditionen gemacht.» Die Desillusion als Konfrontation des nur Gewähnten mit der Realität wurde Bayle zur «Lust, geboren aus der Theologenqual eines entlaufenen Scholastikers, der das Vertrauen in die Universalien verloren hat und sie nun mit den Res züchtigt.» Anders als Descartes habe er nicht die Kraft besessen, nach neuen Universalien zu suchen, und den Weg zurück «aus den leeren Denkgehäusen auf den vollen Sachenacker» nicht mehr gefunden. Gundolf sprach verärgert von der «Krittelsucht eines irregewordenen Pfaffen». Das wird im 21. Jahrhundert nüchterner und zugleich positiver formuliert, da die Historie Bayle gerade nicht zur Demonstration von Größe oder Moralität dienen sollte, sondern sich selbst zum Exempel geworden war. Ihr rekonstruierter Ablauf, nicht ein Ergebnis, wird Gegenstand und Inhalt der Reflexion. ⁵⁷ Das Dictionnaire als Labyrinth (Goethe) und der sich als Polyp (Diderot) durch die Fakten mäandernde Autor (Bayle über Bayle) bieten nur Irritation, aber keine Gewißheit mehr. Es genüge dem Barock, sofern sich der Geist der Aufklärung regte, nicht durch eine Hierarchie der Ableitungen, sondern im «Nebeneinander» (Cassirer) des Wissens Ordnung zu stiften. Bayle geriere sich als Kommandeur, der seine Texte nur noch inspiere, aber nicht mehr interpretiere. Sein Ich werde zum «Pappkamerad» auf dem Spielbrett der Neutralisierungen, vor allem der Theologie und der Metaphysik, mittels «pyrrhonistischer Isosthenie». ⁵⁸

Dem wollte Berney noch das Politische hinzufügen – im Unterschied zu dessen katholischer Aufladung, die Carl Schmitt 1932 vollzogen hatte. Die Handlungsfreude seiner königlichen Leser entsprach eben nicht der strategischen «Kompositionslosigkeit» des Philosophen selbst. Aus dem Verlust eines intellektuellen

⁵⁶ Friedrich Gundolf: Caesar. Geschichte seines Ruhms, Berlin 1925, S. 198.

⁵⁷ Andreas Urs Sommer: Triumph der Episode über die Universalhistorie? Pierre Bayles Geschichtsverflüssigungen, in: Saeculum 52 (2001), S. 1–39.

⁵⁸ Ebd., S. 10.

- 59 Ebd., S. 13.
- 60 Anthony Grafton: Die tragischen Ursprünge der deutschen Fußnote, Berlin 1995, S. 213.
- 61 22.6.1937 Oltramare an Lachenal, 19. und 28.6.1937 Rappard an Lachenal, 01.7.1937 Lachenal an Rappard, Archives de l'Université de Genève, Akte Arnold Berney.

Zentrums im Werk kann aber nicht auf ein Fehlen der biographischen Identität geschlossen werden. Das zeige schon die Nähe der prinzipiellen Entscheidung für die Toleranz zur Aufhebung des Edikts von Nantes wie auch zum Tod des Bruders Jakob, der 1685 als Pfarrer im Gefängnis ums Leben gekommen war.⁵⁹ Bayle betrieb fortan die Neuorganisation des Wissens in methodisch «subversiver» Absicht. Dem Bürger bleibt nur die Neugierde als Motiv mit bescheidenen Resultaten – Grafton hat zum Versuch über Gustav Adolf bemerkt, Bayle biete hier «ein wunderbares Vorbild historischer Reflexion, aber ein armseliges fürs historische Erzählen».⁶⁰

Die unter so negativen Auspizien durchgeführte Vorlesung hatte einen positiven Eindruck hinterlassen. Erziehungsminister Lachenal erhielt die Nachricht, der Senat habe für die Zuerkennung einer Privatdozentur votiert, was hektische Aktivität im Ministerium auslöste. Aufgefordert, den gesamten Vorgang seit Herbst 1936 zu rapportieren, verwies Oltramare auf immer bessere Abstimmungsresultate in seiner Fakultät und fügte hinzu, daß der Bewerber entgegen der Vermutung der Behörde durchaus über Eigenkapital verfüge, um nicht auf die Fürsorge angewiesen zu sein. Daraufhin beendete der erzürnte Minister die «Affaire Berney» und legte eine Notiz auf dem Papier des Conseil d'État in die Akte, die nur ein älteres Abstimmungsergebnis der Fakultät wiedergibt. Danach hatte sich zunächst nur Guglielmo Ferrero für Berney ausgesprochen. Dem Rektor aber beschied Lachenal, er warte Einstimmigkeit in den Vorlagen, ein Bedarf an Historikern bestehe nicht, und im übrigen hätte die Fremdenpolizei Berney ohnehin wieder ausgewiesen, sobald sein Vermögen erschöpft sei.⁶¹ Der über die Härte des Ministers erschrockene Rappard hat es dann auch nicht mehr gewagt, Berney an sein eigenes Institut zu holen.

Unter den Fachkollegen hat also nur Ferrero auf der Seite des Dekans und seines Kandidaten gestanden. Der Florentiner Historiker war zu seiner Zeit ein berühmter Mann; er hatte schon vor dem Weltkrieg auf den Spuren Montesquieus und Gibbons ein großes Werk über den Untergang des alten Rom publiziert und verstand sich als Verteidiger des neuen italienischen Parlamentarismus. Die Ursache der Fehlentwicklung zum Prinzipat lag für

ihn in eben jener Figur, der nördlich der Alpen die Bewunderung Friedrich Gundolfs galt. Entsprechend nahm Gundolf, dessen «Caesar-Spleen»⁶² mehr mit seiner George-Verehrung als mit dem römischen Politiker zu tun hatte, kaum Kenntnis von seinem Widerpart, der eigene Studien sowohl dem antiken Diktator als auch den Frauen der Caesaren widmete.⁶³

Ferrero hatte dem Verfall der politischen Kultur seiner Heimat standgehalten, bis Mussolini, der seine Schriften kannte, die Zusage aufhob, den Professor nicht bespitzeln zu lassen, woraufhin Ferrero 1930 seine Ausreise ins Exil nach Genf durchsetzte.⁶⁴ Dort wirkte er an der Universität und zugleich an Rappards Institut. Viele erinnern sich an seine Gestalt als Verkörperung des Anti-Machiavell,⁶⁵ so auch Hans Mayer, der den Kollegen als «Urbild des italienischen Patriarchen und pater familias»⁶⁶ beschreibt, auch physiognomisch dem gleichaltrigen Heinrich Mann sehr ähnlich und somit in mehrfacher Hinsicht eine Inkarnation jenes Lodovico Settembrini, der die Gespräche des *Zauberbergs* beherrscht.

Der Historiker hat sich im Exil der Neuzeit zugewandt, vor allem den Folgen der Französischen Revolution, und in der Verehrung Napoleons eine Wiederkehr der Bewunderung falscher Größe als Ursache des Untergangs freier Gemeinwesen diagnostiziert. Wahre Legitimität, so erklärt Ferrero in seinem letzten Buch, das auch eine autobiographische Bilanz enthält, beruhe auf der Überwindung der doppelten Furcht: der Regierten wie der Regierenden voreinander. Dafür gebe es nur zwei funktionierende Systeme in Europa: die Monarchie und die Demokratie, die stabile Erbfolge oder die freie, regelmäßige Neuwahl; jede Vermischung dieser Prinzipien wäre verhängnisvoll.⁶⁷

Nach den Novemberpogromen 1938 mußte Berney endgültig aus Deutschland fliehen. Es gelang ihm nicht mehr, als Historiker in Palästina Fuß zu fassen.⁶⁸ Seinen Lebensunterhalt verdiente er im Archiv des Schockenkonzerns und in der Redaktion des Mittelmeersenders der BBC.⁶⁹ Das Problem der verlorenen Identität wurde nun literarisch gelöst, besonders eingehend in zwei noch unveröffentlichten Texten. Die Erzählung *Sobranje* behandelt das Schicksal eines Auswandererschiffes auf dem Weg von der Donau nach Palästina, vor allem aus der Sicht des jungen Gerhard Ihering

62 Ulrich Raulff: Nachwort, in: Friedrich Gundolf: Anfänge deutscher Geschichtsschreibung von Tschudi bis Winkelmann, Frankfurt/M. 1992, S. 132.

63 Ferrero wird in der Caesar-Monographie nicht erwähnt, vielmehr wegen seiner Sympathien für Cicero wie Eduard Meyer ins vergangene Jahrhundert zurückversetzt. Friedrich Gundolf: Caesar im 19. Jahrhundert, Berlin 1926, S. 61 und 75.

64 Helmut Goetz: Guglielmo Ferrero. Ein Exempel totalitärer Verfolgung, in: Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken 61 (1981), S. 248-304.

65 Serge Radine: Ferrero Exilé, Genève/Paris 1952, S. 198.

66 Mayer: Ein Deutscher auf Widerruf, S. 201 f.

67 Guglielmo Ferrero: Macht. Bern 1944, S. 427 ff.

68 Im Oktober 1938 hielt Berney in der Schocken Library Jerusalem einen wiederum dem Genius loci angemessenen Vortrag «Zur englischen Mittelmeerpolitik des 19. Jahrhunderts» (Ms. «Die großen Mächte und der Krimkrieg», CAHJP), dem zahlreiche Prominente beiwohnten, die sich rechtzeitig dort etabliert hatten, wie Shmuel Agnon, Martin Buber, Georg Herlitz, Hans Jonas, Richard Koebner, Arthur Ruppin, Gershom Scholem. Protokoll führt der Gastgeber Salman Schocken. Ich danke Thomas Meyer für diese Information.

- 69 Rainer Nicolaysen: Siegfried Landshut. Die Wiederentdeckung der Politik, Frankfurt/M. 1997, S. 293. Das gleichzeitig entstandene Kriegstagebuch belegt die Öffnung zur Gegenwart und eine wachsende Sensibilität für neue weltpolitische Konstellationen.
- 70 Martin Pollack: Anklage Vatermord, Wien 2002.
- 71 Vgl. das Vorwort von Jacob Moleschott in: Antisemiten-Hammer. Eine Anthologie aus der Weltliteratur, Düsseldorf 1894.

und seines über die Vertreibung verzweifelnden Vaters. Der Roman *Das Urteil* ist eine Projektion des bekannten Innsbrucker Justizskandals von 1928 um Philipp Halsmann⁷⁰ auf Berneys eigenes Schicksal – und das des letzten Patrons, der Vaterfigur Salman Schocken, dessen Schwägerin er den Namen Moleschott verleiht – jenes niederländischen Physiologen und Freundes Ludwig Feuerbachs, der wegen seiner materialistischen Thesen die Heidelberger Professur verlor und dann über Zürich nach Turin ins Exil ging.⁷¹ Im Roman läßt Berney eine ganze Reihe der hier erwähnten Personen auftreten und den Protagonisten Friedrich sich einem Pierre Bayle geradezu polar entgegengesetzten Sujet widmen: dem Jesuiten Jacob Balde, also dem letzten lateinisch schreibenden Autor des Barock, der aus seiner elsässischen Heimat ins Exil nach Bayern vertrieben worden ist.

Berneys Weg verbindet mit Bayle die Parallelität des Geschehens. Als Vertreter der um ihre Jugend betrogenen Generation von 1914 und als jüdischer Wissenschaftler schon früh und gleich mehrfach mit der Problematik der Identität konfrontiert, hatte sich der Biograph Friedrichs des Großen intensiv um die Assimilation in den preußisch-konservativen Kontext seiner Disziplin bemüht. Mit dem Machtwechsel 1933 begann für ihn eine mit wachsendem Bewußtsein erfahrene Entfremdung von der eigenen Profession, in die er jene «Überdosis an Vertrauen» investiert hatte, von der die Grotteske des 20jährigen Soldaten spricht und die er mühelos in den Skeptizismus des aus Frankreich vertriebenen Protestantens spiegeln konnte. Die intellektuelle Übergangssituation markiert eine Phase der Transformation und Prüfung. Während für weniger Bedrohte der Beruf zum Schutz einer «Inneren Emigration» wurde, so etwa für Gottfried Benn und Ernst Jünger, bedeutete er für Berney nur eine Form des Proto-Exils, der Navigation im Unentschiedenen. Berney suchte in Genf einen Rahmen, um weiter im gewählten Beruf wirken zu können. So wie der Philosoph der Frühaufklärung dies in Rotterdam mit dem Verlust seiner Professur bezahlte, blieb Berney dieses Asyl in der Schweiz verwehrt.

Das Exil ist situationsbedingt, dabei dominiert im Vergleich mit der kosmopolitischen Emigration ein Moment der Unfreiwilligkeit, sei es als alternative Strafe, sei es als unbequeme Botschaft,

und konkretisiert sich als Ort der Entpolitisierung nach Phasen hoher politischer Intensität. Dies war 1937 an der Universität Genf nicht durchzusetzen, obwohl Berney dort besonders engagierte Helfer gefunden hatte. Gerade ihre eigene Haltung verband sie mit dem Kandidaten und der Bewunderung des in seinem Konservativismus anpassungsunfähigen Bayle.

Berney wußte sich dem Ideal eines jugendlichen Bildungserlebnisses verbunden, dem Ausbruch des preußischen Kronprinzen aus dem Gefängnis der väterlichen Erziehung. Friedrich hatte sich in Rheinsberg das methodische Instrumentarium einer von kalter Skepsis geprägten Herrschaft auch durch die Lektüre Bayles erarbeitet, bevor er sich der Konversation mit dem Zeitgenossen Voltaire zuwandte. Den Zauber des Anfangs, die innere Konsequenz der Erkenntnis zu wahren, forderte aber einen hohen Preis, den Weg ins Exil, dessen Einsamkeit Arnold Berney schließlich nur noch ertragen hat, indem er sich auf den anderen Traum seiner Jugend besann, die Literatur. Die Wanderschaft ohne Ziel wird dem Exilierten zum neuen Beruf, die Wanderschaft als Vorbereitung auf Amt und Aufgabe in der Zeit zur sehnsuchtsvoll erinnerten Identität.

Exil und Emigration als universalhistorisches Problem

- 1 Vgl. hierzu die Arbeiten von Klaus J. Bade: Europa in Bewegung - Migration vom späten 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart, München 2000, sowie Klaus J. Bade u. a. (Hg.): Enzyklopädie: Migration in Europa - vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Paderborn/München 2007.
- 2 «Exilforschung - Ein internationales Jahrbuch», hg. von der Internationalen «Gesellschaft für Exilforschung», erscheint seit 1983 fortlaufend.

I.

Wer den Leitbegriff «Exil» in einen allgemeineren Zusammenhang stellen möchte, der muß es als ein gesellschaftlich-politisches und zugleich geschichtliches Phänomen begreifen und erklären können. Allerdings handelt es sich bei dem Sprachsymbol «Exil» bekanntlich um erfahrungsgesättigte Vorstellungen, die sich vor allem im 20. Jahrhundert extrem verdichtet haben und offensichtlich auch für das 21. Jahrhundert weiterhin als epochencharakteristisch wirksam sind. Angesichts dieser radikalen Realitätserfahrung ist es nicht nur nötig und sinnvoll, sich historisch und theoretisch mit einem solchen Phänomen zu befassen, sondern darüber hinaus auch erforderlich, um den Charakter unserer Epoche an diesem Phänomen genauer zu erfassen und darüber hinaus Aufschluß über ein offensichtlich universalhistorisches Problem zu gewinnen.

Ausgangspunkt unserer Beobachtungen und Reflexionen zu «Exil» ist ein eher widersprüchlicher Befund. Denn einerseits ist «Exil» ein historisch-politisches Phänomen, das ganz offensichtlich in allen Epochen und Kulturen unter wechselnden Rahmenbedingungen vorkommt und das im 20. und 21. Jahrhundert durch seine Massenhaftigkeit und Universalität zu einem kaum mehr übersehbaren weltweiten Problem geworden ist, von dem heute das Schicksal von Millionen Menschen betroffen ist. Unter dem Titel «Migrationsforschung» wurde es zum Gegenstand sozialwissenschaftlicher und zeitgeschichtlicher Forschungen, die sich in jüngster Zeit zunehmend um die geschichtliche Dimension dieser Phänomene bemühen.¹ Entsprechend gibt es speziell für die Exils- und Emigrationsproblematik im Kontext der totalitären Regime des Nationalsozialismus und Sowjetkommunismus eine vielfältige interdisziplinäre «Exilforschung».² Andererseits ist es auffallend und bei genauer Betrachtung erstaunlich, daß trotz der nicht zu leugnenden weltweiten Relevanz der Exilprobleme und der vorliegenden empirischen Forschungen zum Thema bisher keine nennenswerten Versuche bestehen, ein derartiges universalhistorisches und global aktuelles Phänomen wie «Exil» angemessen im Rahmen theoretischer Überlegungen zu verstehen und zu erklären. So fällt insbesondere auf, daß in nahezu allen größeren

Enzyklopädien und Lexika zur Geschichts- und Sozialwissenschaft Artikel zum Stichwort «Exil», aber auch zum verwandten Begriff «Emigration» fehlen. Auch das genannte *Jahrbuch für Exilforschung* oder die neue *Enzyklopädie der Migration* enthalten kaum aufs Allgemeine zielende theoretische Reflexionen, die über das konkrete Forschungsthema hinausgehen.

3 Die neue Wissenschaft der Politik, München 1959.

Im Folgenden soll daher ein Ansatz zu einem systematischen Verständnis des Phänomens «Exil» unternommen werden. Es sei bereits hier die Vermutung formuliert, daß «Exil» eine durchaus signifikante funktionale Störung der betreffenden Gesellschaft, des politisch-sozialen Bezugssystems signalisiert, die unter bestimmten Umständen «Exil» als (allein verbleibende) Reaktion auslöst. Auf diese kritischen oder krisenhaften Zusammenhänge wird im Folgenden aus mehreren unterschiedlichen Perspektiven eingegangen. Dabei ist das Vorgehen durch zwei Schritte bestimmt: In einem *ersten* Schritt soll das Phänomen «Exil» als politisch-historisches Problem genauer umrissen werden; in einem *zweiten* Schritt soll sodann unter drei Aspekten versucht werden, Exil als konkreten Handlungs- oder Praxisentwurf systematisch zu interpretieren.

II.

Gehen wir zunächst von «Exil» als einem universellen historisch-politischen Erfahrungskomplex aus. Bei dessen Analyse haben wir es mit zwei Schichten zu tun: Einmal mit dem empirischen Faktum «Exil» auf der Ebene der historischen Realität, zum andern mit der geistigen Verarbeitung und sprachlich-symbolischen Deutung dieses vielfältigen Geschehens durch die erlebenden und betroffenen Menschen selbst.

Beide Aspekte gehören im Lebensvollzug eng zusammen; sie bilden gemeinsam erst die historisch-politische Gesamtheit, in der sich menschliches Kulturleben bewegt und vollzieht. Eric Voegelin hat in seiner *Neuen Wissenschaft der Politik*³ auf eine für die politische Ideengeschichte bedeutsame und anregende Weise nachdrücklich darauf aufmerksam gemacht, daß die Menschen in ihrer Geschichte für die Auslegung ihrer Existenz nicht auf Wissenschaft oder Philosophie warten. Wenn sich der Theoretiker

4 Ebd., S. 49/50.

5 Ebd., S. 50.

6 Eric Voegelin: Autobiographische Reflexionen, 1994, S. 83/84.

7 3 Bde., Baton Rouge u. a. 1956/57; dt. Übersetzung in zehn Bänden München 2001 ff.

vielmehr mit der sozialen und politischen Realität zu befassen beginnt, findet er das Feld stets von etwas beschlagnahmt und besetzt, was man als die «Selbstinterpretation» der Gesellschaft bezeichnen kann. Denn die menschliche Gesellschaft sei mehr als eine bloße Tatsache; sie ist nach Voegelin ein «Kosmion», von innen her mit Sinn erfüllt durch die menschlichen Wesen, die sie als Modus und Bedingung ihrer Selbstverwirklichung in Kontinuität schaffen und erhalten. Dieses «Kosmion» werde erhellt durch eine hochentwickelte sprachliche Symbolik und Metaphorik. Die Selbsterhellung der Gesellschaft durch Symbole sei ein wesentlicher Bestandteil der sozialen Realität; denn durch eine solche Symbolisierung erführen die Menschen die Gesellschaft, deren Glieder sie sind, als mehr denn eine bloße Zufälligkeit; sie erführen sie vielmehr als Teil ihres menschlichen Wesens.⁴ Von entscheidender Bedeutung für die ideengeschichtliche Forschung sei weiterhin, daß jede menschliche Gesellschaft zu einem Verständnis ihrer selbst durch eine Vielzahl von Symbolen und Metaphern, manchmal höchst differenzierter Sprachsymbole gelange, und die Wissenschaft müsse von dem reichen Corpus der Selbstinterpretation einer Gesellschaft ausgehen, wie sie in den Sprachsymbolen und Metaphern vorliege, durch die sich eine Gesellschaft in der Geschichte verstehe und deute.⁵

Anfänglich hatte Voegelin in Kontexten dieser Art von «politischen *Ideen*» gesprochen. Schließlich entschloß er sich aber, diesen Ansatz zu verwerfen. Seine These lautete nun: «Es gab keine *Ideen*, wenn es keine Symbole unmittelbarer *Erfahrungen* gab.»⁶ Seinen nachfolgenden Werken, *Order and History*⁷ und *Die Neue Wissenschaft der Politik*, liegt dieses neue Konzept zugrunde. Zu diesen lebenswichtigen Sprachsymbolen, in denen sich also konkret-geschichtliche Erfahrungen verdichten und so als kompakte Symbole und Metaphern geschichtlicher Existenz weitergegeben, überliefert werden können, gehört ganz offensichtlich auch das Sprachsymbol «Exil» und das zugehörige Wort- und Begriffsfeld.

Gemeinsam ist diesen auf existentielle Erfahrungen (individueller oder kollektiver Art) zurückgehenden Sprachsymbolen, wie sie in den Sprach- und Begriffsgeschichten der abendländisch-europäischen Kulturen überliefert wurden, daß sie durch-

weg *vorwissenschaftlichen* Ursprungs sind. Das trifft auch für das Sprachsymbol «Exil» zu, das, aus dem Lateinischen «exilium» abgeleitet, in den meisten europäischen Sprachen und von daher weltweit verbreitet ist. Neben «Exil» zur Bezeichnung dieses Geschehens werden, mit leicht differenzierenden Bedeutungen, auch andere Sprachsymbole («Emigration», «Flucht», «Vertreibung» u. a.) verwendet. Beiden Sprachsymbolen, «Exil» wie «Emigration», liegt auf den ersten Blick die gleiche Erfahrung zugrunde, daß ein einzelner oder eine Gruppe von einer größeren sozialen Gesamtheit gewaltsam ausgeschlossen oder vertrieben wird. Der relevante Unterschied in der Bedeutung beider Begriffe scheint indes darin zu bestehen, daß bei «Exil» die Trennung gänzlich auf Fremdbestimmung beruht und insofern unfreiwillig und erzwungen ist, während bei «Emigration» oder «Emigrant» der Betreffende sich letztlich selbst dafür entscheidet, aus dieser Gesellschaft auszutreten und wegzugehen – nachdem er erkannt hat, daß ein Bleiben nach eigener gründlicher Einschätzung der Situation nicht mehr erträglich ist, sondern für Leib und Leben gefährlich wird.

Historisch gesehen sind beides universalhistorische Phänomene. Und es sind uns die Erfahrungen und Deutungen derselben vielfältig überliefert. Das setzt im europäischen Kulturraum bereits bei den Griechen ein: sowohl die historischen als auch die dichterischen Werke der griechischen Antike sind, von Homer zu den Tragikern, voll von exemplarischen Exilsfällen und der zeitgenössischen Interpretationen derselben. Dies setzt sich bei den Römern noch intensiver fort, insofern in der lateinischen Literatur vielfältig und nachhaltig die Erfahrung von Verbannung und Exil in autobiographischen Schriften, Briefen und Dichtungen literarisch verarbeitet wurde. Am nachdrücklichsten wohl bei Cicero, Seneca und besonders bei Ovid. Ovid hat in seinen *Tristia* und in seinen *Epistulae ex ponto* Werke mit individueller Deutung der persönlichen Exilerfahrungen geschrieben, die bis ins 20. Jahrhundert immer wieder vorbildhafte Bedeutung und Nachahmung fanden. So gab der russische Dichter Ossip Mandelstam, später Opfer des Stalinismus, seinem Gedichtband, dessen Texte sich mit Abschied, Schuld und Exil beschäftigen, den ovidischen Titel *Tristia* (1922).⁸

8 Ossip Mandelstam: *Tristia*. Gedichte 1916–1925, Neuausgabe russisch – deutsch, ed. R. Dutli, Zürich 1993.

- 9 Heinrich Mann: *Ein Zeitalter wird besichtigt*, Düsseldorf 1985, S. 424.
- 10 Hans Sahl: *Memoiren eines Moralisten: Erinnerungen 1*, Zürich 1983.
- 11 Hans Sahl: *Das Exil im Exil. Memoiren eines Moralisten 2*, Hamburg 1990.

Man denke auch an Dichter des europäischen Mittelalters, die das Schicksal des Exils auf sich nehmen mußten und diese Erfahrung in ihren Werken dichterisch bewältigt haben; am prominentesten wohl Dante, der seine epochemachende *Divina Commedia* im Exil schreiben mußte und darin bekannte:

«Wie salzig schmeckt doch anderer Leute Brot,
wie harter Pfad ist's, fremde Treppen steigen.»

Das Schicksalhafte von Exil und Vertreibung beschäftigt Goethe vor allem in den Prosadichtungen der 1790er Jahre: in *Hermann und Dorothea* und in den *Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten*.

Am stärksten und vielfältigsten haben die Erfahrungen von Exil und Vertreibung indes fraglos Autoren des 20. Jahrhunderts, im Kontext des totalitären Regimes und des Zweiten Weltkriegs, beschäftigt. Nur zwei Beispiele mögen dies bestätigen: Zunächst Heinrich Manns Autobiographie *Ein Zeitalter wird besichtigt*, die im amerikanischen Exil entstand. In dem Kapitel «Abschied von Europa» findet sich folgende Passage, die das Gefühl des Exils in einem Bild faßt:

«Der Blick auf Lissabon zeigte mir den Hafen. Er wird der letzte gewesen sein, wenn Europa zurückbleibt. Er erscheint mir unbegreiflich schön. Eine verlorene Geliebte ist nicht schöner. Alles, was mir gegeben war, hatte ich in Europa erlebt. Lust und Schmerz eines seiner Zeitalter, das meines war; aber mehreren anderen, die vor meinem Dasein liegen, bin ich auch verbunden. Überaus leidvoll war dieser Abschied.»⁹

Ähnlich intensiv und aufschlussreich-gültig hat der deutsche Schriftsteller und Übersetzer Hans Sahl in Prosatexten und Gedichten seinen Leidensweg ins Exil und später aus dem Exil zurück sprachlich gestaltet: So in den autobiographischen Schriften *Memoiren eines Moralisten*¹⁰ und *Das Exil im Exil*¹¹ sowie in seinem Gedichtband *Wir sind die Letzten*, in dem sich ein tief berührendes Gedicht mit dem Titel «Exil» findet:

EXIL

Es ist so gar nichts mehr dazu zu sagen.
Der Staub verweht.
Ich habe meinen Kragen hochgeschlagen.
Es ist schon spät

Die Winde kreischt. Sie haben ihn begraben
Es ist so gar nichts mehr dazu zu sagen
Zu spät.¹²

III.

Zum Abschluß unserer Beobachtungen und Reflexionen zum «Exil» soll auf verschiedene Erklärungsansätze verwiesen werden, die die Exil-Phänomene von unterschiedlichen Positionen aus zu deuten versuchen. Einige davon sollen hier vorgestellt werden.

Am Beginn dieser kurzen Übersicht steht ein Versuch, den man eine «ökonomische Theorie» des Exils nennen könnte. Urheber dieser Theorie ist Albert Otto Hirschman, ein Autor deutsch-jüdischer Herkunft, der nach 1933 Deutschland verlassen mußte und sich in den USA als Theoretiker der Ökonomie und ihrer Ideengeschichte einen Namen gemacht hat. Mit seinem schmalen Buch *Abwanderung und Widerspruch*¹³ hat er primär ein wirtschaftswissenschaftliches Problem bearbeitet. Erst in zweiter Linie ist es auch ein politikwissenschaftlicher Versuch, der sich als einer der ganz raren Erklärungsansätze unseres Problems «Exil» und «Emigration» verstehen läßt. Ausgehend von der Annahme, daß sich Einzelmenschen wie Gruppen zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse und zur Versorgung mit (privaten und öffentlichen) Gütern und Dienstleistungen der gesellschaftlichen Subsysteme «Wirtschaft» und «Politik» bedienen, stellt Hirschman sich die Frage, was wohl geschieht, wenn diese Subsysteme, konkret: ein Wirtschaftsunternehmen oder eine politische Organisation (Partei) bzw. Institution (Staat), einen für die «Kunden» spürbaren Leistungsabfall zeigen. Hirschman vermutet zwei Reaktionen der «Kunden» auf den Leistungsabfall, um ihre Unzufriedenheit auszudrücken: Abwanderung oder Widerspruch. Bei einer Marktsituation mit halb-

12 Hans Sahl: Wir sind die Letzten – Gedichte, Heidelberg 1986, S. 28.

13 Exit, voice, and loyalty. Responses to decline in firms, organizations, and states, Cambridge, Mass., 1970, dt. Tübingen 1974.

wegs offener Konkurrenz werden die Kunden zuerst mit Abwanderung reagieren; sie werden zu alternativen Anbietern derselben Güter oder Dienstleistungen übergehen. Die zweite Reaktionsform, «Widerspruch» einzulegen, ist im ökonomischen Bereich eher selten.

Für das Thema «Exil/Emigration» ist bedeutsam, daß nach Hirschman die Situation im Falle von sozialen und politischen Organisationen oder Institutionen gerade umgekehrt ist: hier liegt bei Leistungsabfall Widerspruch oder Protest als primäre Reaktionsform der Unzufriedenen näher. Man hofft nämlich, mittels Widerspruch den eingetretenen Leistungsabfall zu stoppen. Widerspruch kann in solchen Lagen durch die gleichzeitige Androhung von Abwanderung noch verschärft werden. Der Grund für die Umkehrung der Relation Abwanderung – Widerspruch in Widerspruch – Abwanderung liegt wohl darin, daß Abwanderung in sozialen und politischen Kontexten meist ein bedeutend höheres Risiko darstellt.

Die persönliche Bindung nimmt leicht die Gestalt von Loyalität an: Loyalität ist eine Art Treuebeziehung, die sich auch dann noch eine Weile bewährt, wenn der Leistungsabfall bereits eingetreten und wahrnehmbar ist. Loyalität vermindert auf jeden Fall die Bereitschaft zur Abwanderung, verleiht aber zugleich dem Widerspruch Nachdruck – auch gegenüber der Organisation und ihrer Führung. In sozialen oder politischen Lebensordnungen, in denen Abwanderung aus bestehenden Loyalitätsgründen schwierig durchzusetzen ist und daher Widerspruch die primäre Reaktionsform bei Leistungsrückgang ist, ist auch der Fall denkbar, daß von Seiten der Leitung der Organisation den Mitgliedern Abwanderung im Sinne eines Ausschlusses (Verbannung, Vertreibung, Exil) angedroht oder gegen sie verhängt wird, falls sie bei Leistungsabfall mit Widerspruch oder gar mit Widerstand aufwarten wollen. In der Androhung von Exil hat die Leitung der Organisation (z.B. der Staat) ein wirksames Druckmittel in der Hand, den kritischen Widerspruch und Widerstand von Mitgliedern zu begrenzen oder gar gänzlich zu unterdrücken bzw. auf wirksame Art zu kontrollieren.

Wenn so Widerspruch gegen das System und seine Leistungsfähigkeit unterdrückt wird, dann kann der Entschluß zur Abwan-

derung (Emigration) zur ultima ratio werden. Die Loyalität, die die Bindung der Mitglieder lange Zeit aufrecht hielt, kommt dann notwendig an ihre Grenze. Der Loyalist wird vielleicht Abwanderung lediglich androhen, um so seinen Widerspruch zu verstärken. Loyalität zu einem politischen System schiebt so Abwanderung zugunsten von Widerspruch auf, welcher darauf zielt, die Leistung des Systems wieder herzustellen. Die Wirkung des Widerspruchs bleibt indes an die Androhung von Abwanderung gebunden. Dabei besteht beim Loyalisten die Sorge, daß durch seine wirkliche Abwanderung (Exil oder Emigration) der Leistungsabfall nicht gestoppt, sondern noch verstärkt wird. Zugleich wird deutlich, daß es umso schwieriger wird, die angedrohte Auswanderung schließlich noch zu vollziehen, je länger der loyale Anhänger sie hinauschiebt. Im Loyalisten wird nämlich die Überzeugung wachsen, bleiben zu müssen, um Schlimmeres zu verhindern. Nachdem er die Wirkungslosigkeit seines Widerspruchs von innen erfahren hat, könnte er schließlich sogar auf den Gedanken kommen, die Abwanderung (Emigration) zu vollziehen, um dann den Widerspruch von außen zu probieren, wobei trotz allem eine kritische Loyalität gegenüber dem verlassenen Land bestehen bliebe.

Für eine Theorie von Exil und Emigration enthalten die Hirschmanschen Überlegungen zu «Abwanderung und Widerspruch» einige fruchtbare und weiterführende Aspekte und Impulse. Einmal stellen sie «Abwanderung» und «Widerspruch» als menschlich-individuelle oder gruppenspezifische Verhaltensweisen in konkrete (ökonomische, aber auch soziale und politische) Systemkonstellationen und suchen sie von daher zu interpretieren. Sie bringen darüber hinaus beide («Abwanderung» und «Widerspruch») in Verbindung mit Defiziten oder Funktionsstörungen (oder -verlusten) des jeweiligen Systems für dessen Mitglieder. Weiterhin ist bemerkenswert, daß Hirschman zwischen ökonomischen und sozialen/politischen Anwendungen dieser Reaktionsweisen einen Unterschied in der Reihenfolge festgestellt hat: statt in der Regel zuerst Abwanderung, dann Widerspruch folgt in sozialen und politischen Kontexten in der Regel zuerst Widerspruch (Protest, Widerstand) und erst dann als ultima ratio Abwanderung (Emigration oder Exil). Bemerkenswert ist ferner für

die Theoriereflexion die Einführung der Loyalitätsthese – vor allem deshalb, weil mit ihrer Hilfe die innere Problematik und Schwierigkeit von Abwanderung verständlich wird. Schließlich erhält das Problem des Exils als spezifischer Form der erzwungenen Abwanderung in diesem Gedankensystem seinen Platz: als systemspezifische Unterdrückungsform des (gefürchteten) kritischen Widerspruchs gegen den erfahrenen Funktions- und Leistungsverlust von Seiten des (sozialen oder politischen) Systems.

Aus der ideengeschichtlichen Perspektive wird man allerdings einen kritischen Einwand gegen Hirschmans Theorie von «Abwanderung und Widerspruch» nicht unterdrücken dürfen. Bei genauerer Prüfung wird klar, daß Hirschman als Ökonom seinen Analysen von Abwanderung und Widerspruch ein strikt ökonomisches Rationalitätskonzept zugrundelegt: Der Mensch, der über die Alternative Abwanderung oder Widerspruch zu entscheiden hat, vollzieht diese Entscheidung ganz im Horizont einer Rationalität, die vom Nutzenkalkül bestimmt wird. Mag dies für ökonomisch begründete Fälle der Abwanderung und des Widerspruchs zutreffen, so wird diese Rational-choice-Methodik angesichts sozialer und vor allem politischer Ursachen für Abwanderung und Widerspruch sicher nicht hinreichen. In der politischen Arena werden antagonistische Kräfte und Strebungen wirken, die anderer Entscheidungsnormen bedürfen. Gerade Exilsentscheidungen etwa zu Beginn des Dritten Reiches, aber auch in anderen, vergleichbaren Lagen werden auch ethisch-politische Kriterien zugrunde liegen.

Hirschmans Terminus «Widerspruch» gibt das Stichwort für den Übergang zu einem zweiten Theoretisierungsversuch, den man als «diskurstheoretischen Ansatz» bezeichnen könnte. Genaugenommen ist dieser Ansatz gar nicht neu. Im Hinblick auf die Konstituierung und Entfaltung sozialer und politischer Ordnung durch Sprache und Kommunikation finden sich bereits alle wesentlichen Strukturelemente im I. Buch der Aristotelischen *Politik*. Dort heißt es:

«Der Mensch ist aber das einzige Lebewesen, das Sprache besitzt... Die Sprache... dient dazu, das Nützliche und Schädliche mitzuteilen und so auch das Gerechte und Ungerechte. Dies ist

nämlich im Gegensatz zu den anderen Lebewesen dem Menschen eigentümlich, daß er allein die Wahrnehmung des Guten und Schlechten, des Gerechten und Ungerechten und so weiter besitzt. *Die Gemeinschaft in diesen Dingen schafft das Haus und den Staat.»*

Gegenwärtig konkurrieren verschiedene diskurstheoretische Ansätze miteinander. Wenngleich natürlich Unterschiede zwischen ihnen bestehen, so gelangen sie doch hinsichtlich der sprachlich-kommunikativen oder diskursiven Konstituierung sozialer und politischer Verhältnisse durchaus zu vergleichbaren Vorstellungen, die wir im folgenden zum Zwecke der Theoretisierung des Exil-Themas heranziehen. Dabei ist von der übereinstimmenden Grundauffassung auszugehen, daß Menschen überall, wo sie gesellschaftliche und politische Ordnungen entwickeln, stets auch in mehr oder minder großem Ausmaß entsprechende soziale und politische Ordnungsvorstellungen ausbilden – sozial, d.h. auch: durch Diskurs und Kommunikation produzierte Vorstellungen von dem, was (mit Aristoteles zu sprechen) «nützlich und schädlich», «gerecht und ungerecht», «gut und schlecht» ist, Konzeptionen von politischer Ordnung mithin, in denen sie die empirischen wie normativen Aspekte sowie die wertorientierten, auch anthropologischen Prämissen von Ordnung im Kontext konkret-geschichtlicher Erfahrungen verarbeiten und in diesem sozialen und politischen Ordnungsdiskurs mit seiner differenzierten Sprachsymbolik politische Identität stiften und wahren. Auf diesem Wege entstehen soziale und politische Selbstinterpretationen solcher Gemeinwesen, die insofern grundlegend sind, als durch sie politische Ordnung geistig konstituiert und in der Geschichte bewußtseinsmäßig (als Identität) stabilisiert wird. Sie entstehen in der Regel mittels komplexer Sprachsymbole und Metaphern und sind kein Dekor des sozialen oder politischen Systems, das auch entbehrlich wäre, sondern integraler Bestandteil desselben. Insofern sind sie einerseits konstitutiv für die politische Realität, andererseits potentiell Streit- und Konflikthanlässe, was ihre verbindliche Interpretation und Geltung betrifft.

In konkreten Ordnungszusammenhängen stehen derartige Diskurs- oder Redeordnungen, die neben der institutionellen Ordnung mit ihren Strukturen und normativen Prämissen auch

die (näheren und fernerer) Ziele politischen Entscheidens und Handelns umfassen, natürlich auch mit Macht und Herrschaft in Wechselbeziehungen, d. h. sie zeigen - im Kontext von Machtbeziehungen - unterschiedliche Offenheit bzw. Toleranz gegenüber solchen Minderheiten, die an diesem Diskurs teilnehmen wollen, aber unter Umständen nicht zugelassen werden und sich ausgeschlossen fühlen müssen. Dies wird sich vor allem dann zeigen, wenn einzelne oder Gruppen den politischen Diskurs oder wesentliche Teile desselben inhaltlich oder verfahrensmäßig in Frage stellen und ablehnen. Wenn dies geschieht, wenn Minderheiten sich - aus welchen Gründen auch immer - berechtigt und verpflichtet fühlen, sich kritisch gegen den offiziellen politischen Diskurs, seine Symbolik und seine legitimierten und sanktionierten Inhalte zu wenden, Einspruch oder Widerspruch gegen ihn einzulegen, dann kann und wird es dazu kommen, daß die Instanzen der herrschenden politischen Ordnung sich gegen diesen Ein- und Widerspruch und zugleich gegen seine Urheber wenden: entweder durch (positive) Aufnahme und Berücksichtigung der kritischen Ein- und Widersprüche, wenn deren Autorität und inhaltliches Gewicht Anerkennung finden und eventuell sogar zur Diskursänderung oder -erweiterung führen, oder mit Abwehr und Unterdrückung dieser Ein- und Widersprüche gegenüber dem leitenden Diskurs; dies bis hin zur völligen Ausschaltung oder Ausschließung der Diskurskritiker oder -gegner, wenn das Herrschaftssystem und seine Eliten sich in ihren Positionen beeinträchtigt und in ihrer Herrschaft infrage gestellt fühlen.

Damit ist eine ambivalente Situation aufgewiesen: auf der einen Seite ist der öffentliche Diskurs auf die aktive und kritische Teilnahme auf den allgemeinen und speziellen Ebenen angewiesen, insofern der offizielle Diskurs für seine Weiterentwicklung zur Ausbildung eines Selbstverständnisses und einer Identität des Gemeinwesens bedarf. auf der anderen Seite kann unter Umständen die kritische «Wortergreifung» oder der «Widerspruch» von Seiten der Herrschenden für störend, gefährdend oder gar zerstörerisch gehalten werden. Dann werden die Instanzen des politischen Systems so reagieren, daß der öffentliche Diskurs gegenüber sol-

chen Wortergreifungen, Ein- und Widersprüchen, die als dysfunktional und destruktiv erfahren werden, geschützt und bewahrt wird. Je «geschlossener» ein Diskurs ist, desto bedrohlicher werden Ein- und Widerspruch erfahren und mit Sanktionen aller Art (Exil, Emigration etc.) bedroht werden. Wenn derartige «Wortergreifungen» von Intellektuellen und Schriftstellern auf den harten, ablehnenden Widerstand des Systems treffen, kann eine unübersichtliche Situation eintreten: einmal kann man ihn (den Schriftsteller) veranlassen oder zwingen, seinen Widerspruch zurückzunehmen; man kann aber auch Pressionen ausüben, so daß er seine kritische Teilnahme am öffentlichen Diskurs aufgibt und verstummt, so daß ihm nur noch der Weg der «inneren Emigration» bleibt; ferner kann man ihn zur Abwanderung bringen oder letztlich zwingen.

Toleranz oder Offenheit gesellschaftlich-politischer Systeme und ihres sie stützenden und konstituierenden politischen Diskurses gegenüber derartigen kritischen Wortergreifungen und Widerspruch ist unterschiedlich groß. Diese Unterschiede sind strukturell und situativ bedingt. Es gibt Systemkonstellationen, für die die Möglichkeiten, kritischen Widerspruch zu tolerieren, groß sind, weil sie letztlich so eingeschätzt werden, daß sie für die Systemerhaltung und -weiterentwicklung erforderlich sind. Freiheitlich-pluralistische Formen des politischen Diskurses werden als konstitutive Voraussetzungen angesehen. Anders in nicht-pluralen, sondern nach monistischer Herrschaftsform organisierten Systemen. Wie die Erfahrungen totalitärer Regime des 20. Jahrhunderts lehren, ist hier die Unterdrückung, Vernichtung oder auch zwangsweise Exilierung der Widersprechenden die Regel. Denn die Reaktionsform «Widerspruch» ist als systemwidrig kategorisch ausgeschlossen und wird als systemfeindlich verfolgt und bestraft. Besonders nachhaltig stärken und stützen Ideologien derartige monopolistische Herrschaftsverhältnisse, insofern sie ihren kategorischen Wahrheitsanspruch gefährdet sehen.

Exil und Emigration sind häufig eine Folge, eine Kehrseite dieser Art von politischer Diskursgeschlossenheit, die keinen Widerspruch duldet. Diskursverweigerung und -kontrolle sind begleitende Erscheinungen. Exil und Emigration werden so Folgen und Auswirkungen «restriktiver» politischer Diskurssituationen. Sie

sind somit Indikatoren auch für eine Funktionsstörung des politischen Systems. Einfacher gesagt: Wenn wir – wie heute oft – Exil und Emigration oder Abwanderung und Flucht aus bestimmten Ländern wahrnehmen, dann sind dies Indizien für die schlechte Qualität dieser politischen Ordnungen. Widerspruch als Reaktionsweise von Mitgliedern eines politischen Systems gegenüber Leistungsabfall des Systems wird so nicht als konstruktive Kritik und als positiver Beitrag zur Behebung der Systemschwächen interpretiert und praktisch integriert, sondern als dysfunktional abgewiesen und unterdrückt, und ihre Urheber werden verfolgt. Ihnen wird Repression entgegengesetzt und Ausweisung, Exilierung und Vertreibung ausgedroht oder gar auferlegt.

Kommen wir abschließend noch kurz auf einen dritten Ansatz zur Theoretisierung des Exil-Emigrationsproblems zu sprechen, der sich unmittelbar an die gerade dargestellten Ausführungen über Formen öffentlicher Kommunikation, ihrer Funktionsweise und ihrer politischen Rahmenbedingungen anschließt. Dieser Versuch geht indes in einer wesentlichen Hinsicht über die bisher die Argumentation leitende Rahmenvorstellung hinaus, insofern er den Wahrheits- und Geltungsanspruch politischer Ordnungen in den Mittelpunkt stellt. So gesehen könnte man von einem «politik-theoretischen Ansatz» sprechen, der von der Einsicht ausgeht, daß politische Ordnungen in der Geschichte in der Regel Wahrheits- und Geltungsansprüche stellten. Nun gibt es offensichtlich verschiedene Typen von politisch relevanter und wirksamer Wahrheit und entsprechenden Geltungsansprüchen. Einer dieser Typen, der von den Anfängen der europäischen Neuzeit bis in die Gegenwart immer wieder zur Herrschaft gelangte, ist dadurch charakterisiert, daß bestimmte, in der Regel herrschende Personen oder Personengruppen aufgrund eines sich selbst zugesprochenen, allen anderen überlegenen Wissens (von den Gesetzen und Zielen der Geschichte und den Aufgaben der Politik), das nicht selten religiös fundiert oder motiviert ist, für sich ein exklusives Interpretationsmonopol für diese Wahrheit der politischen Ordnung und des politischen Handelns reklamieren, welches ihnen unangefochtene Herrschaft und Machtausübung garantieren und für alle anderen verbindlich sein soll.

Es ist unmittelbar einleuchtend, daß auf der Basis eines derartigen politischen Wahrheitsanspruchs Widerspruch im Sinne der oben erläuterten Reaktion auf Leistungsabfall des politischen Systems nicht zugelassen werden kann; denn ein solcher Widerspruch bedeutet folgerichtig Infragestellen des Wahrheitsanspruchs sowie des damit zusammenhängenden Interpretationsmonopols. Es ist keine Frage, daß der Widersprechende mit Verfolgung und Vertreibung rechnen muß – schlimmstenfalls mit Tötung. Bereits Thomas Hobbes hat in seiner Analyse der Ursachen und des Verlaufs des englischen Bürgerkriegs im 17. Jahrhundert die verhängnisvolle Wirkung dieses Wahrheitstyps in der Politik für den inneren Frieden in einem Gemeinwesen herausgearbeitet und die Ansicht vertreten, daß aus dem Streit rivalisierender (in diesem Falle: religiöser oder konfessioneller) Wahrheitsansprüche mit Ausschließlichkeitscharakter notwendig unmittelbar der verheerende Bürgerkrieg entstehen mußte, der dann wegen der politischen Unentscheidbarkeit dieser streitenden Wahrheitsansprüche ebenso folgerichtig den Charakter eines unversöhnlichen und existentiellen «bellum omnium contra omnes» (so Hobbes im *Leviathan*) annehmen mußte. Wir wissen inzwischen, gerade aus den weltanschaulich und ideologisch geprägten Welt- und Bürgerkriegen des 20. Jahrhunderts, daß dieser Typ mörderischen Wahrheitskonflikts nicht nur ein (inzwischen durch die Ausbildung des modernen, mit dem Monopol der Gewalt ausgestatteten neuzeitlichen Staates überwundener) Zustand des Zeitalters der Konfessionsspaltungen und -kriege des 16. und 17. Jahrhundert war, sondern sich unter den zwar anderen, im Grunde aber analogen Bedingungen politisch-ideologischer Massenbewegungen des 20. Jahrhunderts durchaus wiederholen konnte – mit noch verhängnisvolleren Folgen für die betroffenen Völker und Menschen: so im NS-System, im leninistisch-marxistischen System oder in den Formen des Fundamentalismus heute.

Die uns hier thematisch vordringlich interessierende Folge dieses Typs politischer Wahrheit und seines Geltungsanspruchs ist die Tatsache, daß der offensichtlich nur durch Unterdrückung und Unterwerfung, durch Verfolgung und Ausrottung zu befriedigende intolerante Wahrheitsanspruch Vertreibung und Exilie-

rung von Menschen in extremem Ausmaße erzeugt hat. So ist die Epoche der europäischen Konfessionskriege des 16. und 17. Jahrhunderts ebenso eine Zeit der Vertreibung und Exilierung, von Emigration und Asylsuche in großem Stil wie das 20. Jahrhundert mit den zur politischen Macht gelangten fanatischen und intoleranten ideologisch motivierten politischen Massenbewegungen extrem linker oder extrem rechter oder religiös-fundamentalistischer Herkunft. Die nationalen Gesellschaften in Europa haben in der Neuzeit durch leidvolle Erfahrungen hindurch lernen müssen, daß dieser Wahrheitstyp für die Politik und das vornehmste politische Ziel im Innern wie im Äußern, nämlich für den Frieden, eine verhängnisvolle Wirkung hat und wegen seines intoleranten Ausschließlichkeitsanspruchs notwendigerweise haben muß. Das Problem konnte nur dadurch gelöst werden, daß man sich für einen anderen Wahrheitstypus in der Politik entschied – einen Wahrheitstypus, dem kein irgendwie geartetes Interpretationsmonopol entsprach; ein Wahrheitstypus vielmehr, der auch den Widerspruch als ein konstitutives Moment der diskursiven Wahrheitssuche integriert und insofern nötig und wünschbar macht: konstitutiv für ein offenes Gemeinwesen.

Die uns bekannten westlichen konstitutionellen Demokratien auf der Basis eines gesellschaftlichen Pluralismus haben theoretisch, wenn auch nicht immer praktisch, diesen offenen Wahrheitstypus zum Grunde, von dem her auch abweichende Minderheiten – unter Anerkennung eines Basiskonsenses – Anerkennung und freie Wirkungsmöglichkeit erfahren und als für die Wahrheitsfindung mitkonstitutiv angesehen werden. Widerspruch als sprachlich-kommunikative Verhaltensweise ist hier nicht systemwidrig oder dysfunktional, sondern positives Element des Bestandes und vor allem der Weiterentwicklung politischer Ordnung, ihrer Institutionen und ihrer Handlungsmöglichkeiten. Ex negativo läßt sich aus dieser zuletzt angedeuteten Konzeption politischer Ordnung und dazugehöriger politischer Wahrheit eine politiktheoretische Konzeption oder Erklärung von Exil und Emigration entwickeln: Überall da, wo ein einseitiger, begrenzter und zugleich geschlossener Wahrheitstypus das Maß politischer Ordnung und Herrschaft ist, wird notwendigerweise Widerspruch, in welcher Form auch immer vorgetragen, als system-

feindlich denunziert und die Vertreter eines solchen Widerspruchs der Verfolgung und Unterdrückung ausgesetzt. Wir wissen, daß sich zwar die Formen dieser Verfolgung und Unterdrückung entsprechend der Entwicklung der Techniken und Werkzeuge wandeln, das Prinzip aber das gleiche bleibt. Abwanderung, Exil und Emigration werden stets begleitende Formen des Verhaltens unter den Bedingungen derartiger politischer Wahrheitsansprüche sein. Insofern sind Exil und Emigration für den politischen Beobachter wesentliche Indikatoren für den Zustand und die Qualität einer politischen Ordnung; wo sie als politische Reaktionen auf den Zustand einer politischen Ordnung nötig werden, kann man von der Existenz politischer Unordnung ausgehen. Insofern ist es für die Qualität einer politischen Ordnung von essentieller Bedeutung, ob es – als notwendige Reaktion auf ihren Gesamtzustand – Exil oder Emigration gibt.

DURS GRÜNBEIN

Der Indianer des Geistes

Bagatellen über das Leben des Philosophen Pascal

Das Weltall weiß davon nichts.

Pascal

I.

Pascal zog seine goldene Uhr aus der Rocktasche, zog sie auf, verzog ein wenig den schmalen Mund und schluckte einen Gedanken hinunter, der in ihm aufgestiegen war aus dem Magen. Denn Pascal dachte grundsätzlich niemals nur mit dem Gehirn, er dachte immer auch mit dem Herzen und oft genug mit seinem empfindsamen Magen, der diskreten Leber, der raumumspannenden Lunge. Am liebsten hätte er mit allen Eingeweiden zugleich gedacht, mit sämtlichen Gliedern seines Körpers, in dem er ein Instrument sah, wie es präziser keins gab. Er war grundskeptisch gegen Urteile, an denen von allen Erkenntnisorganen nur eines mitgewirkt hatte: dies graugrüne, walnußförmige Etwas in seinem Schädel. Pascal blickte auf seine Uhr und lächelte. Es ging ihm gut, er hatte soeben ein Vorurteil unterdrückt. Lässig schlenderte er über ein paar Bohlenbretter, die den Rand einer Baugrube bedeckten und unter seinen Schritten leicht federten, hinüber zum Eingangsportal der Sorbonne.

II.

Pascal war einer von den seltenen Menschen, denen es als Anmaßung erscheint, wenn sie ich sagen. Niemals verließ ihn beim Gebrauch dieses lästigen Personalpronomens ein gewisses Unbehagen. Daß es unvermeidlich war beim Sprechen und Denken, ist ihm früh aufgefallen. Der Philosoph in ihm aber rebellier-

te dagegen. Er wußte nicht, was schlimmer war, dies ewige *je, je, je*, das ihn an das Blöken von Schafen erinnerte, oder das dauernde *moi, moi, moi*, bei dem er immer an Kühe denken mußte, ihr Mampfen und Wiederkauen. So kam es, daß ihn ein starker Ekel packte davor, wie dieses Ich sich in jeden Satz drängte und daß es einem so leicht herausschlüpfen konnte, wenn man nicht auf der Hut war. Überhaupt lag darin die eigentliche Schwierigkeit. Nicht die Verworfenheit des Ichs war weiter bedenklich (sie stand außer Frage), das Problem war vielmehr, wie man es in der Rede vermeiden konnte, ohne zugleich Unsinn zu schwatzen. Wie mußte ein Satzbau beschaffen sein, in dem man an der Sireneninsel des Ichs vorbeikam, unbeschadet und mit voller Bedeutungsfracht? Es war ein Gedankenexperiment, und Pascal verwendete manche Stunde auf seine Lösung. In seinem Studierzimmer saß er, an demselben Schreibtisch, an dem er sonst Kegelschnitte berechnete und Glasröhren entwarf zur immer genaueren Messung des Luftdrucks, saß dort und dachte über das Ich nach, diese Störgröße im Universum. So gewiß wie es ein Vakuum gab, einen nahezu luftleeren Raum – er selbst hatte es gegen Aristoteles' kategorische Verneinung bewiesen –, genauso mußte es ein Denken geben, das von allem *Ich denke* frei war. Wer das beweisen könnte, dachte er, hätte einen großen Schritt auf Gott zu getan. Dabei brachte er seinen Lehnstuhl, der ihn ein wenig überragte, zum Kippen, wie um sich von etwas abzustoßen, das ihm widerwärtig war. Doch nicht die Erde? Eine Weile saß er so auf der Kippe, und wer ihn gesehen hätte in dieser Lage, den nachdenklichen Mann mit dem dünnen Haupthaar und den schräg geschnittenen Eulenaugen im blassen Gesicht, hätte ihn für ein großes Kind halten können, alleingelassen, auf einer hölzernen Wippe.

Pascal aber war ganz woanders. Er starrte ein Loch in die Wandtapete und überlegte, wo dieses Ich sich wohl aufhielt, wenn es weder im Körper noch in der Seele lag. In diesem Augenblick muß ihm die Idee gekommen sein. Er sprang auf und ging hinüber zum Fenster, wo er sich so aufstellte, daß man ihn von der Straße aus gut sehen konnte. Und tatsächlich, schon blickte der erste Vorübergehende, eine junge Dienstmagd mit einem Korb voller Eier, zu ihm hinauf. Ein oder zwei Sekunden lang kreuzten sich ihre Blicke, es war ein vollkommen leerer, gefühlloser, unpersön-

licher Moment. Nein, dieses stramme Mädchen da unten hatte gewiß nicht an ihn gedacht. Für sie war er irgendein Fremder, der am Fenster stand, ein beliebiger Mensch, mit dem einen nichts verband (kein Briefchen, das zu besorgen war, kein Auftrag und erst recht kein Strumpfband). Eine Weile dachte er intensiv an das Loch, in dem in solchen Momenten sein Ich verschwand, und fühlte sich angenehm aufgelöst. Das Meditieren war der Grund, daß er auf einmal ein Summen hörte, in der Mitte des Zimmers. *Sum, sum, sum*. Bildete er sich das nur ein oder war es der Ton einer Stimme, am Ende gar seiner eigenen?

Er dachte an einen gewissen Philosophen, und wie einfach es jener sich machte mit seinem *Cogito ergo sum*. Descartes, murmelte er, überflüssig und unschlüssig. Wer das Sein im Denken verankerte und dazu ein Ich als Halteseil brauchte, dem war nicht zu helfen. Bestritt dieser vielgepriesene Gelehrte am Ende nicht sogar die Existenz eines Vakuums? Der Arme, für ihn gab es nur dieses menschliche Sein, das niemals Ruhe fand, aber auch niemals den Grund seiner Unruhe. Was war denn der Mensch in der Unendlichkeit? Zog man sein Ich von ihm ab, war er ein Nichts im Angesicht der unendlichen Räume. Schlug man es großzügig drauf, war er selbst ein All gegenüber dem ewigen Nichts.

Pascal dachte gern in Größenverhältnissen, sie lieferten ihm ein Maß für alles auf Erden und darüber hinaus. Es war das Zeitalter der schwindelerregenden Perspektivenwechsel. Eben erst hatte man sich mit Hilfe des Teleskops an makrokosmische Entfernungen gewöhnt und beispielsweise den Mond ins Studierzimmer herabgeholt, da zog das Mikroskop den Blick in die Abgründe unmittelbar vor der eigenen Nase. Einmal das Okular gedreht, und im Lichtstrahl kreuzten sich zwei Unendlichkeiten. Hier war das Weltall, Audienzsaal der Planeten, in dessen weitläufiger dunkler Höhlung die Erde nur ein geringer Leuchtfleck war. Und da gab es, am anderen Ende der Skala, ein so winziges Wesen wie den Floh, der sich in einer Matratzenritze verbarg und manchmal hervorkam, um einem nachts das Blut auszusaugen. Seine Glieder und Sinnesorgane und die Sekrete in den Eingeweiden, wenige Tröpfchen nur, zeugten für das unendlich Kleine. Sah man genauer hin, durch ein Vergrößerungsglas, zeigte sich, daß auch er von monströser Größe und Ausdehnung war. So auch

der menschliche Körper: verschwindend in einer Falte des Alls, erschien er, im Zentrum des Anatomischen Theaters aufgebahrt, als wahrer Kolos mit seinen verschlungenen Därmen und dem gewaltigen Labyrinth des Blutkreislaufs.

Pascal zog es vor, sich zu setzen, ihm war schwindlig geworden. Der gleichgültige Lehnstuhl, der seinen Körper auffing, brachte ihn zur Besinnung. Köstliches Möbelstück, solide wie die meisten Objekte in meiner Reichweite, gelobt seist du, dachte er aufatmend. Er schloß die Augen und prüfte, ob das Summen aufgehört hatte. Es war ein strahlender Sommertag, der vielleicht nicht gerade sein Herz, wohl aber das Quecksilber im Thermometer zum Hüpfen brachte. Überall lagen graublaue Schatten, wellenförmig, auf dem Zimmerboden verteilt, dem Bartschatten ähnlich, den er am Morgen vorm Spiegel an seinem Kinn bemerkt hatte. Eine Staubsäule flimmerte diagonal in der Zimmermitte. Sie erinnerte ihn an Jakobs Traum von einer Treppe oder Leiter, auf der die Engel geschäftig auf- und abwärtskletterten, worauf der Herr ihm irgendetwas Gewichtiges prophezeite. Er wunderte sich, wie eine so schlichte Naturerscheinung ihn derart auf Schöpfungsgedanken bringen konnte; es war doch nur wie ein durchsichtiges Glasröhrchen, in dem das Blau des Himmels herabfloß und sich mit dem Grau irdischen Staubs vermengte. Der Kopf des Philosophen aber war qualmerfüllt wie im Winter ein Ofenrohr. Furchtbar peinigte ihn der Gedanke an dieses allgegenwärtige Ich. Sein klarer Verstand sagte ihm, daß er es hier mit dem gefährlichsten aller Gegner zu tun hatte, der ihm jederzeit auflauern konnte. Sein persönlicher Dämon, aus allen Ecken und Ritzen hervorkriechen, mit verstellter Stimme ihn täuschen konnte der, leicht von der Außenwelt inthronisiert, aus tiefstem Inneren ausgestattet mit jeglicher Vollmacht. Dieses Wesen, von dem es ebenso viele Exemplare gab wie auf der Erde Bewohner, dies tausendzüngige Scheusal, das wußte er, war die Ursache für allen Irrtum und jede Verzerrung. Früher oder später stieß auch die strengste Selbstkritik an die Grenzen des Ichs und glitt an ihm ab. Aus der Hölle geistiger Absorption gab es nur einen Ausweg. Man mußte das herrschsüchtige Ich mit seinen eigenen Waffen bekämpfen und niederringen. Das war der Satz vom Widerspruch, als Kriegslist auf die menschliche Seele, dieses Fähnchen im Winde, geschrie-

ben. Es galt, die Bastion der Gefallsucht mit den Truppen der Eigenliebe zu belagern, und dabei gut aufzupassen, daß sämtliche kriegführenden Kräfte mit sich selbst beschäftigt waren, und dies im Ernstfall ein Leben lang. Solch ein Ernstfall, nicht auszuschließen, war eine starke Skeptikernatur, im Bündnis mit einem stoischen Charakter, beide verschanzt hinter den Bollwerken der Gelehrsamkeit, angestachelt von heidnischer Rauflust. Die Gewißheit auszuhungern, die in ihren Befestigungswerken standhält, solange der Vorrat an Zweifeln reicht, ihre Soldatenration, darum ging es. Nur so ließ sich Ordnung schaffen in einer Welt, die andernfalls dem Egotismus aller gegen alle anheimfiele und damit Chaos und Untergang.

Pascal hatte Mühe, ein stilles Lächeln zu unterdrücken, so gut gefiel ihm sein sauberer kleiner Generalplan. Und das beste war: mit ihm selbst würde er und genau am heutigen Tage beginnen. Auf seinen schmalen Lippen, den gedrechselten Schläfen zeigte sich eine erste feine Spur von Verzicht.

III.

Pascal, der ein strenggläubiger Christ war und alles andere als ein Spaßmacher, steckte nichtsdestotrotz voller skurriler Ideen. So begegnete er beispielsweise dem Zweifel an der jungfräulichen Geburt der Mutter Maria in aller Unschuld mit der Gegenfrage: «Legt ein Huhn nicht auch Eier ohne den Hahn?» Diese seltsam grobe, fast bäuerische Spitzfindigkeit war ebenso entwaffnend wie erstaunlich; schließlich handelte es sich hier um das größte Mysterium der katholischen Kirche. Pascal aber war es gewohnt, sich in der Schöpfung umzuschauen wie auf einem Hühnerhof. Und in dem Ei wiederum, das er beim Frühstück aufschlug, sah er etwas, das ihm genauso natürlich erschien wie die unbefleckte Empfängnis der Jungfrau Maria.

IV.

Die Szene am schwedischen Königshof ist nirgendwo überliefert, doch hat sie sich so oder ähnlich wohl abgespielt. Man war sich einig gewesen in den tonangebenden Kreisen der Pariser Gesellschaft. Ein Erfinder, der es zu etwas bringen wollte, mußte bei den ersten Königshäusern Europas vorstellig werden. Pascal be-

griff und sandte seine Rechenmaschine nach Stockholm, als Geschenk an Ihre Majestät Königin Christine von Schweden. Es war eines von fünfzig Exemplaren, die sich so nach und nach über ganz Europa verteilten. Die Monarchin hatte dem absonderlichen Gegenstand wenig Beachtung geschenkt, und bald war er in ihrer Wunderkammer verschwunden. Der Zufall wollte es, daß ein Landsmann zugegen war, als man ihn eines Tages wieder hervorholte.

Es war der Philosoph René Descartes, und er war sogleich im Bilde gewesen beim Anblick des strengen Metallkästchens mit den sechs Dezimalrädchen. Er bekam jedesmal eine Gänsehaut, wenn er es sah. Es erinnerte ihn an eine häßliche kleine Schmuckschatulle, nur daß aus dieser hier Zahlen statt Perlen und Ohringe fielen. Oder er dachte an eine Konfektschachtel, etwas widerwärtig Mätressenhaftes klebte daran, und er mußte immer an Süßigkeiten denken, die er nicht mochte. Dazu paßte der idiotische Name, den Verehrer des jungen Konstrukteurs ihr gegeben hatten: die «Pascaline». Mit neunzehn Jahren, erzählte man sich, habe er das erste Modell fertig gehabt, als ein Arbeitsinstrument für seinen Vater, einen Steuereinnehmer aus Rouen. Dank dieser Maschine konnte der Alte seine Rechnungsbücher immer als erster vorlegen, die Erfindung machte Furore, und sein Sohn war über Nacht ein gefragter Mann. Descartes, der ein schneller Kopfrechner war, fand den Kult um das gute Stück reichlich übertrieben. Mußte man wirklich einen Staatsakt daraus machen? Auf einem blutroten Samtkissen wurde das Geschenk hereingetragen, und die Königin zeigte sich ihren Beratern und einigen ausgewählten Gästen wie bei der *joyeuse entrée*. Jemand verlas einen Brief des Erfinders, darin wurde auf die Vorzüge des Wunderdings hingewiesen, natürlich in den allerbescheidensten Worten. Dieser Apparat, hieß es da, überträfe in puncto Denkleistung jedes Tier, doch im Gegensatz zum Tier sei er selbst völlig willenlos.

«Ein großer Vorteil, Majestät», sagte Descartes. «Man hält ihn sich wie ein Hündchen, aber eines, das niemals bittelt oder bellt.»

«Ein Hündchen, Sire?», fragte einer der Berater mit aufgesetztem Schafsblick ungerührt zurück, woraufhin die Königin den Philosophen lange und durchdringend ansah. Descartes zählte im

Stillen bis drei; er wußte, hier war der Choreograph gefragt, nicht die Koryphäe. Zunächst einmal galt es, die Regeln des Balletts zu beherzigen, danach die der höheren Logik. Ihm blieb also nur, seine spezielle Spiraldialektik anzuwenden, den dreifach gedrechselten Kratzfuß. Frei nach der Maxime: ich ergebe mich höflich, indem ich behaupte, man ist mir zu Dank verpflichtet, weil ich es dulde, daß ihre Gefälligkeiten den meinen zuvorkommen.

«Die einen sehen vor allem das Praktische darin», sagte er, «ich das Vergnügen.» Hier schaltete sich die Königin ein. Sie hatte ruhig abgewartet, mit der Geduld einer Frau, die eine schnelle Auffassungsgabe mit der Lust auf den nächsten Argumentationsprung verband. Das blonde Haar, streng gescheitelt und straff gebunden im Nacken, saß wie ein Streithelm auf ihrem Haupt. Unverheiratet, von lauter Männern umgeben, die sie noch im Sitzen kommandierte, war sie unangefochten die Pallas Athene des Nordens.

«Monsieur, Sie sagen, diese Maschine sei zum bloßen Plaisir erfunden, ihr Nutzen also ganz ungewiß?» Der so Angesprochene, plötzlich im Mittelpunkt, von aller Augen angefunkelt, richtete sich innerlich auf. Der Moment der Vermittlung war gekommen, Zeit für ein wenig Abschweifung, landsmännische Generosität, Grandeur à la France.

«Monsieur Pascal», hob er an, «ist ein ganz außergewöhnlicher Geist. Bei Tage erscheint er manchem als ein sehr» (hier hielt er kurz inne) «sehr frommer Christ. Nachts aber sieht man ihn in den Pariser Salons, an der Seite seines umtriebigen Freundes, des edlen und weltläufigen Duc de Roannez. Ich selbst, Majestät, bin nur dem jungen, wagemutigen Gelehrten begegnet, wenn auch nur flüchtig. Sie werden zugeben» (hier schaute er die Versammelten herausfordernd an) «eine seltene Kombination. Es heißt, bei Hofe sei jeder von seinem Einfallsreichtum verblüfft. Der Mann ist ein Feuerwerk von Ideen. Wer ihn nur aus seinen Briefen kennt, kann es kaum glauben. Es ist erstaunlich, die genialsten Einsichten in die Mathematik verdankt er (hier schloß er mit einer leichten Verbeugung zur Königin den Kreis) – seinem Interesse am Glücksspiel.»

«Wie bemerkenswert», beeilte sich Herr Freinshemius, Bibliothekar der Königin und Professor aus Upsala, anzumerken. Er war

ein Mann mit einem etwas unglücklichen Hang zu Disputationen, denen er, bei verschärfter Anwendung der Logik, nicht immer gewachsen war. «So liegt der Schlüssel zum Glück womöglich in diesem funkelnden Kästchen?» Dies war das Stichwort, auf das der Denker gewartet hatte.

«Ein Zauberer ist, nicht wahr, wer eine Maschine ersinnt, die unsere geheimsten Wünsche erfüllt? Denn alles ist Arithmetik, Kalkül. Die gesamte Natur spricht in Zahlen zu uns. Und manchmal rafft sie sich, als härteste Materie, zusammen und summiert sich selbst in Form von Gold, Edelsteinen und Diamanten. So denkt, vertieft in ihr Schmuckkästchen, die charmante Mätresse und lächelt über den Philosophen. Sie sieht nur die Perlenkette, eine Folge meergeborener Nullen, die Zahlenreihe, verewigt in den Flächenwinkeln ihrer Smaragde und Rubine. Das aber nenne ich isolierte Mathematik, Spielerei, die sich nicht zu bekümmern braucht um die wahre *Mathesis Universalis*. Nichts ist kindlicher als eine Rechenkunst, die man aus einer Schatulle zaubern kann. Mit ihr ist alles denkbar und machbar, Wollust und Habgier und Steuerbetrug.»

Descartes verstummte, ein Luftzug warnte ihn vor dem allgemeinen Geraune, das nach den deutlichen Worten hereinbrechen würde, genug gesagt. Die Königin war von ihrem Lehnstuhl aufgesprungen. Da stand sie, in all ihrer atemberaubenden Unweiblichkeit, und dennoch ganz Herrscherin, eine kleine, energische Person auf flachen Schuhen, von Kopf bis Fuß aus schroffen Gegensätzen gebaut. Die robuste Adlernase, Zeichen ihres Absolutismus, brachte jeden potentiellen Nörgler zum Schweigen. Dagegen weckten die schiefen Schultern, vom Ausschnitt eines nußbraunen Brokatkleides traurig betont, den Beschützerinstinkt, während die hohe Stirn, gebieterisch glänzend, jedes Mitleid im Keim erstickte. Landsleute hatten ihr, der für Schmeicheleien wenig Empfänglichen, den Kriegsnamen einer griechischen Göttin verpaßt, ihr Selbstbewußtsein aber blieb davon unerschüttert. Sie war überhaupt erstaunlich gelassen für eine Vierundzwanzigjährige. Den Blick ihrer lebendigen blauen Augen auf den Philosophen gerichtet, strich sie gedankenverloren über die Kanten ihres Schatzkästleins. Sie war es zufrieden. Der große Geist hatte sich, wider Erwarten, aus seinem Schneckenhaus heraus-

gewagt und für Momente die Fühler gezeigt. Anzeichen menschlicher Schwäche waren ihr allemal lieber als jede abgestandene Galanterie.

«Monsieur», sagte sie, «wer hätte gedacht, daß ein Stück Technik Euch so in Wallung bringt.» Es war eine Feststellung, und kurz besann sie sich, ob sie dem einen Ausspruch Marc Aurels, ihres Leibphilosophen, hinzufügen sollte, unterdrückte dann aber ihre Lust aufs Bonmot.

Descartes verneigte sich kaum merklich. Der halbe Hofstaat, soweit er an ihrem Gelehrtensalon teilnahm, hing jetzt an ihren Lippen. Ein taubstummer Maler, dem sie Jahre später Modell stehen sollte, war ganz benommen von ihrem Gesichtsausdruck, den er beim besten Willen nicht zu deuten vermochte. Es war ein seltsam süffisantes, dabei fast überirdisches Lächeln, so als wollte sie sagen: Ich kenne übrigens die Art der Franzosen. In Wahrheit hatte sie die größte Hochachtung vor ihrem Philosophen, so wenig imposant der auch war, allzu entgegenkommend und allzu rundlich in seiner drolligen Art. Kein Vierteljahr später tat ihr die Szene leid. Da aber lag der kleine höfliche Mann bereits unwiderfürlich in der kalten schwedischen Erde verscharrt.

V.

Man stelle sich zwei Kugeln vor, die zu verschiedenen Zeiten, an weit auseinanderliegenden Punkten der Erde fortgestoßen, sich mit großer Anziehungskraft aufeinanderzubewegen, ohne doch voneinander zu wissen. Eines Tages prallen sie in aller Öffentlichkeit zusammen, unter den Augen der schärfsten Beobachter (wahrhaft gründlicher Sekundanten), in der für solche Zusammenstöße wohlpräpariertesten Stadt Paris.

Die Regeln der Geometrie, die Gesetze der Mechanik, alles erfüllt sich wie im voraus berechnet, und doch ist über das Ereignis selber bis heute kein *D'Accord* zu erzielen. Einig ist man sich nur, daß es sich um eine Art Duell gehandelt habe, von langer Hand vorbereitet, unausweichlich. Denn von Anfang an war das Verhältnis der beiden Kugeln aufs äußerste gespannt. Ihr Widerwille, bei größter gegenseitiger Attraktion, war so prinzipieller Natur, daß er auch vor den Grundlagen nicht Halt machte, den Gegebenheiten von Raum und Zeit. In Wirklichkeit hätten die bei-

den sich niemals begegnen dürfen, denn keine teilte das Universum der anderen. Sah die eine inmitten der Materie überall Nischen des Vakuums, lehnte die andere auch nur die Idee eines leeren Raums rundheraus ab. Konnte die eine sich, lange vor ihrer Entdeckung, Hohlstellen und schwarze Löcher im All immerhin denken, war für die andere alles nur ein Kontinuum wirbelnder Materie, in mehr oder weniger verdichteter Form. Wo die eine mit der uralten Vorstellung kleinster unteilbarer Bausteine liebäugelte, hatte die andere brüsk entschieden: es gibt keine solchen Atome. Auch sah sie als geborene Kugel nicht ein, warum ein Körper, wenn auf ihn keine Kraft einwirkt, nicht in seinem ursprünglichen Zustand verharren sollte. Für sie war die Summe an Bewegung und Ruhe immer konstant, von Gott ein für allemal festgelegt bei Erschaffung der Welt.

Wäre alles mit rechten Dingen zugegangen, noch einmal: sie hätten niemals aufeinandertreffen dürfen. Wo die eine, dem eigenen universellen Stoßgesetz folgend, kaum von der Stelle gekommen wäre, hätte ihr transzendenter Effekt die andere weit übers Ziel hinaustragen müssen, weit weg in eine andere Galaxie. Berichte, es habe zwischen ihnen Momente der Annäherung gegeben, sind frei erfunden. Von Freundschaft, Mitgefühl, menschlicher Nähe konnte bei Kugeln wie diesen keine Rede sein. Um sie zu unterscheiden, hatte man ihnen dereinst Namen gegeben, an die sich Physiker wie Philosophen seither strengstens halten. Die eine Kugel trägt die Aufschrift *Descartes*, auf der anderen steht in Großbuchstaben *Pascal*.

VI.

Pascals Methode war es – wenn er denn überhaupt etwas hatte, das diesen Namen verdiente –, das Denkbare über alles Denkbare hinaus offenzuhalten. So war es ihm ganz und gar gleichgültig, welche der Kosmologen-Fabeln als die richtige galt, des Ptolemäus' Weltbild mit der Erde im Mittelpunkt oder das sonnenzentrierte System des Kopernikus oder Tycho Brahes Abwandlung desselben, eine besonders schaurige Umschreibung des Alls, bei der die Gestirne einschließlich der Sonne und des kleinen, starren Planeten Erde auf einer wogenden, von Orkanen aufgewühlten Materiebrühe durch den unermeßlichen Fixsternhimmel schwammen.

Mochten sie seinethalben allesamt gelten oder auch keines von ihnen, ihm war nur wichtig, daß es außer diesen noch ein paar andere gab, die genauso berechtigt waren und die man eines Tages gut gebrauchen konnte, wenn die Erklärungen für das Unerklärliche wieder einmal ins Stocken gerieten.

Denn anders als bei der Ausschmückung von Rathäusern und königlichen Empfangssälen mit Deckenbildern, Allegorien der Kosmischen Harmonie, kam es hier nicht auf die Komposition an, ihren Zusammenklang, ihre augenfällige Eleganz, sondern darauf, die Phantasie für die fernsten Fernen zu schüren und wachzuhalten. Als hätte er Angst gehabt um den Fortbestand eines Universums, das Astronomie restlos ergründen würde, hielt er sich streng an das Unbegreifliche, während er nebenbei die Berechnungen prüfte, die Kurven nachzog, mit denen ein Kepler die exzentrischen Planetenbewegungen erfaßte. Der wahre Exzentriker aber war er, Pascal. Sein ruheloser Geist hielt weder vor der Autorität Sonne still noch gab er sich mit den regelmäßigen Rotationen der Erde zufrieden, er selber war die Eigenbewegung in Permanenz. Es hat mit dieser Unruhe seines Denkens zu tun, einer durch nichts zu begründenden Angewohnheit, daß Pascal dem Betrachter einmal nah und ein andermal in weite Ferne gerückt erscheint, so als wäre er selbst Gegenstand einer Aberration geworden wie gewisse Gestirne. Warum nur eine Theorie, pflegte er zu sagen, für ein Weltall, das aus so vielen Welten besteht?

VII. (Reife Beeren)

Pascal war darauf bedacht, die Widersprüche zu vertiefen, wo sie sich zeigten, wenn es sein mußte auch am eigenen Leib. In späteren Jahren trug er unter dem Rock, der immer mehr einer Mönchskutte glich, einen Gürtel mit eisernen Stacheln. Die Vorrichtung hatte den Zweck, der Selbstbeherrschung durch Schmerzen auf die Sprünge zu helfen. Immer wenn sich in ihm die Zufriedenheit regte, sobald es ihm gut ging und er leichtsinnig wurde, eitel oder geschwätzig, genügte es, den Gürtel an sich zu pressen, und er hatte sich wieder im Griff. So demonstrierte er seine Stärke über das schwache Fleisch. Ein gelehrter Asket, ausgezehrt, stirbt Pascal, mit sich und der Welt im Reinen, im Alter von 39 Jahren. Ein Hausdiener findet, bei der Vorbereitung zur Lei-

chenwäsche, in seinen Rock eingenäht einen Umschlag aus Pergament, vom Philosophen eigenhändig beschriftet. Darin liegt ein Blatt Papier, sein persönliches Glaubensbekenntnis, aufgezeichnet in einer Stunde der höchsten Bedrängnis und intellektuellen Erregung. Es ist das Protokoll einer gescheiterten Beichte. Man spürt noch die Atemnot des Autors in diesen Zeilen, einige wollen darin das Stenogramm eines verwirrten Geistes erkennen, den Flügelschlag religiöser Verblödung, die Kapitulation des logischen Denkens. Neben Bibelzitate, Stellen aus der Offenbarung des Johannes, Fetzen von Psalmen und Selbstbezeichnungen springt das Wort FEUER ins Auge. Beunruhigend ist auch ein Stoßseufzer, zweimal zu Protokoll gegeben: «Ich habe mich von ihm getrennt».

Wer konnte damit gemeint sein? Fest steht, er wollte sich etwas einprägen, einbläuen, einhämmern, dieses eine Mal sollte es kein Vergessen geben. Der Mensch ist vergeßlich, und gerade darin besteht seine Schmach. Es ist denkbar, daß Pascal, in seinem Drang, den Widersprüchen auf den Grund zu gehen, sich plötzlich in einer Art Christusposition fand, das Anmaßende seines Eifers erkannte und darüber so sehr erschrak, daß er vom Glauben abfiel wie eine reife Beere. Es half ihm auch nichts, wenn er die vertrauten Worte nachbetete, gerade damit ritt er sich immer nur tiefer in die Verfehlung hinein. An jenem Montag im November 1654 war der Gipfel seiner jahrelangen Exerzitien erreicht, die Grenze war überschritten, seine impertinente Gewißheit hatte alles zunichte gemacht. Es gab keinen Unterschied mehr zwischen absoluter Frömmigkeit und selbstlos blinder Gottesverleugnung. Pascal war den Flammen der Märtyrer zu nahe gekommen. Im selben Augenblick, da er das Feuer am heftigsten spürte, war er von ihm auch schon ausgeschlossen und sah sich, den inbrünstig Fragenden, in die antwortlose Kälte des Weltraums geschleudert.

VIII.

Zu den Eigenheiten des Blaise Pascal, der seinen Zeitgenossen als verschwiegen und unzugänglich galt, gehörte auch sein enormer Verbrauch an Pseudonymen. Häufiger als die Strümpfe wechselte dieser fleißige Mensch seine Identitäten. Man weiß nicht, wie

viele es davon gab, überliefert sind schließlich nur jene, die als Anagramme einem einzigen Phantasienamen entsprangen, etwa so wie bei gewissen Ballettfiguren durch optische Täuschung ein Tänzer aus dem anderen hervortritt. Die Keimzelle eines ganzen Zirkels von Doppelgängern und Brüdern im Geiste war ein gewisser Louis de Montalte. Dieser trat zum ersten Mal als Verfasser einer theologischen Streitschrift in Erscheinung, die in kurzer Zeit jeder halbwegs gebildete Franzose kannte, zumindest vom Hörensagen. Es waren seine *Briefe in die Provinz*. Darin gelang dem Autor in seiner vornehmen Namensverkleidung das Kunststück, sich vollständig in eine größere Anzahl von Lesern hineinzusetzen, indem er in einer der subtilsten Querelen zeitgenössischer Theologie die Partei des Menschenverstandes ergriff. Selbst unerkannt, trat er zwischen all diese Calvinisten, Jesuiten, Neo-Pelagianer und Jansenisten, und richtete mit der leichten Waffe der Widerspruchsfreiheit unter ihnen die größte Verwirrung an. Die Finte bestand darin, alles so wörtlich wie möglich zu nehmen, das allein tat schon weh. Mehr war nicht vonnöten, die kleinste Ungereimtheit kam ans Licht, und der Mann war von allen Gelehrten gefürchtet und gefeiert vom einfachen Volk. Denn seine Briefe waren wie Flugblätter im Umlauf. So entstand der berühmte Pascalsche Stil schneidender Ironie, den ein Molière bewunderte, ein La Fontaine, ein La Rochefoucauld. Doch das war erst der Anfang seiner Maskeraden.

Bald darauf trat mit knapper Verbeugung eine zweite Person vors Publikum. Sie stellte sich mit dem opulenten orientalischen Namen Salomon de Tultie vor. Unter dem Goldturban des Predigers aus dem alten Jerusalem verbarg sich das Gehirn eines Melancholikers. Sein Plan war es, ein Buch über das Dasein der Menschen zu schreiben. Bis es soweit war, versuchte er sich an einer Abhandlung über die Gnade, die jedoch keiner lesen wollte, weil sie so trocken geschrieben war. Darüber geriet jener Doppelgänger, nurmehr ein Schatten des ersten, so sehr in Verzweiflung, daß er all sein angestautes und von niemandem benötigtes Wissen lieber in kleinen Wachstuchheften begrub. Diese Notizen, die erst nach seinem Tod veröffentlicht wurden unter dem nichtssagenden Titel *Gedanken*, hoben mit einem Schlag das Inkognito auf. Wer hier sprach, in einer unfehlbaren elliptischen Prosa von gro-

ßer Einfachheit, war kein anderer als Pascal selbst, der geborene Philosoph. Du erkennst ihn an der inneren Stimme, Leser, die sich der deinen anschmiegt. Aus einem Nichts an Grammatik schlägt sie den Funken, der dein Bewußtsein entzündet.

Einer aber fehlt noch in diesem Pseudonym-Album. Es war der Mann, den nur seine engsten Freunde kannten, Privatgelehrte wie er, die Ordensbrüder der von ihm mitgegründeten Pariser Akademie. Dieser geheimnisumwitterte Dritte war, könnte man sagen, vom Wesen her reine Antinatur, ein Präzisionsgehirn auf zwei Beinen. Von Beruf Mathematiker, war er ein Mensch, der sich mit Fragen der Logik befaßte, mit den Dimensionen gekrümmter Linien und der Berechnung zylindrischer Dreiecke bei schneckenförmigen Körpern, sein Name Amos Dettonville. Um die Verwirrung zu steigern, trat der so Genannte zunächst anonym an die Öffentlichkeit. Man stelle sich vor: ein Anonymus, der im Auftrag der Akademie Rundbriefe versendet, in denen er Preisaufgaben verteilt, Probleme der Geometrie betreffend, die er am selben Schreibtisch unter seinem Decknamen Dettonville als einziger nachher zu lösen versteht. Wobei die zwei Unbekannten, ergänzt um ein halbes Dutzend weiterer Alter Egos, ein und dieselbe Person waren, die bei alledem niemand der Doppelzüngigkeit verdächtige, geschweige denn der Schizophrenie. Eine Person, von der nur die Uniform bekannt war, der *Honnête homme* in der grauen Soutane. Erst nach und nach legte er, wie man eine Reihe von Einzellösungen aus dem Hut zaubert, die verschiedenen Masken ab und zog sich hinter ein letztes Inkognito zurück, das sich zufällig mit seinem Geburtsnamen deckte.

Dies also war Pascal, von Gottes Gnaden französischer Denker, eine ganze Forschergruppe in einem schwachen Körper versammelt. Einer, der sich niemals ganz preisgab – dem nur der Pluralis majestatis gerecht werden kann.

IX.

Aus Pascals Gedanken, diesen quälenden Anfällen theologischer Grübeleien, geht Gott zuletzt als eine kosmische Strahlungsquelle hervor. Sein unendliches Nahsein, unendliches Fernesein, von dem die Fragmente quälend Zeugnis ablegen, zeichnet ein Bild von ihm, das manche Ähnlichkeit hat mit dem, was die moderne

Astronomie unter einem Pulsar versteht. Wie ein solcher ist er Lichtjahre von uns entfernt und jagt doch mit einer gewissen Regelmäßigkeit, die an unseren Pulsschlag erinnert, spürbare Wellen, heiße und kalte, durch die menschlichen Herzen. Seine Präsenz ist immer nur von kurzer Dauer, nur die empfindlichsten Naturen nehmen sie überhaupt wahr. Zu gewissen Zeiten scheint sie sich zu verstärken, in anderen nimmt sie ab. Ihr periodisches Schwanken hat Einfluß auf den Gang der Geschichte.

In den schwachen Phasen nimmt die Einsamkeit der Menschheit im All mitunter besonders drückende Formen an. Dann überfällt sie die Einsicht, daß sie allein ist hier draußen, völlig auf sich gestellt. Anders als Giordano Bruno, dieser kosmische Schwärmer, der an die dichte Besiedlung des Alls glaubte, an ein Tollhaus aus vielen Welten, wissen wir Unglücklichen, daß wir die einzigen sind. Wir wissen es, auch wenn uns von Zeit zu Zeit die Nachricht von der Entdeckung irgendeines Kleinplaneten erreicht, einer Oase in weit entfernten Galaxien, hinter unvorstellbaren Spiralnebeln. Mögen die Temperaturen dort günstig sein, die atmosphärischen Bedingungen wie geschaffen für ein weiteres Evolutionsspiel – uns terrestrischen Narren und Narzißten kann man nicht mit dem Märchen vom außerirdischen Leben kommen. Ein Kokon von Giftgas ist alles, was wir jemals gefunden haben um diese kleinen Möchtegern-Erden dort draußen. Wir haben es Schwarz auf Weiß, physikalisch bewiesen, dank unserer Radioteleskope und Satelliten. Ein wenig schämen wir uns noch, es einzugestehen, dabei wissen wir längst: es gibt hier nur uns und die unendlichen Räume, abwechselnd arktisch kalt und hochofenheiß. Es gibt nur die kosmischen Langwellen – und uns hier unten in unserer wohltemperierten Kurzweil.

Denkbild

MICHAEL THIMANN

Die Arbeit des Lesers

Zwei Exlibris des Kunsthistorikers Julius von Schlosser



Abb. 1
Der Gelehrte im Gehäuse:
Julius von Schlosser im
Wiener Kunsthistorischen
Museum, um 1910.

- 1 Vgl. Jürgen Müller: «Wit and Image», in: Im Blickfeld. Jahrbuch der Hamburger Kunsthalle 1 (1994), S. 247–250.
- 2 Zu Schlossers intellektueller Biographie vgl. mit älterer Literatur Edwin Lachnit: «Julius von Schlosser 1866–1938», in: Altmeister moderner Kunstgeschichte, hg. von Heinrich Dilly, Berlin 1990, S. 151–162; Michael Thimann: «Julius von Schlosser (1866–1938)», in: Klassiker der Kunstgeschichte, hg. von Ulrich Pfisterer, München 2007, S. 194–213.

Gute Exlibris sind echte Denkbilder. Denn ein gelungenes Exlibris ist mehr als ein selbstgenügsamer Hinweis auf den materiellen, mühsam akkumulierten Buchbesitz. Es ist vielmehr ein mehrdeutiges Sinnbild, bei dem in der Verbindung des ikonischen Bestandteils, einer zumeist gegenständlichen *pictura*, und dem nicht notwendig vorhandenen Motto, der *inscriptio*, spielerisch ein Wesenszug des Buchbesitzers aufscheint. Wird auf ein Motto verzichtet, so muß die Verknüpfung von dem Bild mit dem Namen selbst gestreich genug sein, damit das Exlibris als geglückt bezeichnet werden kann. So läßt sich das kreisrunde, wohl in den 1930er Jahren entstandene Bücherzeichen des Regisseurs Ernst Lubitsch und seiner Frau Vivian Gaye auch ohne erklärende *inscriptio* als Selbstbild des Ehepaars deuten: Eine dynamisch verzerrte und sich der Krümmung anpassende Kornähre mit dem Schriftzug «Ex libris» verweist deutlich auf die Objektivblende einer Kamera.¹ Hier wird die Bildform selbst zum Bedeutungsträger. Wie die durch Kürze gekennzeichneten Impresen der frühneuzeitlichen Höflinge sind die Exlibris ganz auf die individuellen Vorlieben ihres Besitzers zugeschnitten. In ihnen hat die lange Geschichte bildsprachlichen Ausdrucks, die sich im späten 15. Jahrhundert aus der Heraldik entwickelte und die im 16./17. Jahrhundert vor allem im Buchdruck in unerschöpflichen Variationen ausgebreitete Kultur der spitzfindigen Impresen und Embleme bis auf den heutigen Tag überdauert.

Die vorliegenden Zeilen sind gleich zwei Exlibris eines berühmten Lesers und – weniger bekannt – eines ebenso gedankenreichen Büchersammlers gewidmet. Es handelt sich dabei um den Wiener Kunsthistoriker Julius von Schlosser (1866–1938), einen, wenn nicht gar *den* Hauptrepräsentanten der auf die historische Quellenforschung fixierten «Wiener Schule» der Kunstgeschichte des frühen 20. Jahrhunderts (*Abb. 1*).² Mit seinen großangelegten Editionen von Schriftquellen und Katalogisierungen von Münzen, Kleinplastik und historischen Musikinstrumenten hat Schlosser nicht nur für das Fach Kunstgeschichte Grundlagenarbeit geleistet. Als Leser und Sammler tritt Schlosser durch die Autorschaft des in viele Sprachen übersetzten und bis heute eifrig als Bibliographie und Nachschlagewerk auf dem Gebiet der historischen Kunsttheorie benutzten Standardwerkes *Die Kunstliteratur* von



Abb. 2
Lektüre als Blütenlese.
Exlibris der Bibliothek
Julius von Schlossers
von Alfredo Baruffi,
um 1900.

1924 hervor.³ Es ist die Buchfassung der seit 1914 als *Materialien zur Quellenkunde der Kunstgeschichte* in den *Sitzungsberichten der Akademie der Wissenschaften in Wien* erschienenen Abhandlungen, die Schlossers langjährige Beschäftigung mit den Schriftquellen vom europäischen Frühmittelalter bis zum Neoklassizismus zu einem Abschluß bringt. Doch nicht allein eine «Quellenkunde» schwebte ihm dabei vor – die hatte er 1896 mit dem *Quellenbuch zur Geschichte des abendländischen Mittelalters* als philologisches Musterstück der «Wiener Schule» längst geliefert –, sondern eine im expliziten Rekurs auf August Wilhelm Schlegel und die romantische Ästhetik formulierte «Theorie und Geschichte der Kunstgeschichtsschreibung». Romantisch ist der Impetus des Werkes aber nicht nur in dieser Hinsicht. Schon für die frühen Germanisten und Sprachforscher der romantischen Generation stand am Beginn der Philologie und der Geschichtsschreibung die Tätigkeit des Sammelns. So auch für Schlosser:

«Aber ihre Ursprünge [der hier vereinigten Abhandlungen, M. T.] reichen um mehr als ein Vierteljahrhundert zurück; ihren praktischen Ursprung haben sie in einem eigenen Bedürfnis und in einer gewissen Sammlerliebe, die mich eine für einen Privatmann nicht ganz unerhebliche, nahezu vollständige Bibliothek kunsttheoretischer und kunstgeschichtlicher Literatur, meist auf italienischem Boden, zusammenbringen ließ: in ihm, mir durch Überlieferung, teilweise Herkunft meiner Vorfahren vertraut, hat diese ja überhaupt ihren Ursprung und ihre wesentliche Bedeutung.»

- 3 Die Kunstliteratur. Ein Handbuch zur Quellenkunde der neueren Kunstgeschichte, Wien 1924 [Nachdruck 1985]. Italienisch zuerst 1935 (4. Aufl. 1977), spanisch 1976, französisch 1984.
- 4 Agatha Rihs/Tristan Wedigen: «Bücher und Bits – Zur Geschichte der Bibliothek», in: 1905–2005. 100 Jahre Institut für Kunstgeschichte Universität Bern. Festschrift, Bd. 1, hg. vom Institut für Kunstgeschichte der Universität Bern, Emsdetten 2005, S. 81–88.
- 5 Vgl. u. a. Richard Braungart: Der Akt im modernen Exlibris, München 1922; Der Akt im modernen Exlibris. Il nudo negli exlibris del primo '900, hg. von Emanuele Bardazzi, Ausst. Kat. Florenz, Saletta Gonnelli, 14. Mai – 15. Juli 2005, Florenz 2005.
- 6 Thomas Medicus: «Nachwort», in: Julius von Schlosser: Tote Blicke. Geschichte der Porträtdarstellung in Wachs. Ein Versuch [1911], hg. von Thomas Medicus, Berlin 1993, S. 123–152, hier: S. 130–131.

Nachforschungen zu Schlossers fast gänzlich verlorenem schriftlichen Nachlaß und seiner einstmals berühmten, über 6000 Bände zählenden Privatbibliothek, in der sich ein Hauptteil all jener Bücher befand, die er als Textspur in die *Kunstliteratur* eingearbeitet hat, führten zumindest zu einem Restbestand seiner bibliophilen Besitztümer. Über Schlossers einstigen Liebblingsschüler und Assistenten Hans R. Hahnloser nach Bern gelangt, wird der Teilnachlaß heute in der Bibliothek des Kunstmuseums und des Instituts für Kunstgeschichte verwahrt.⁴

Bei der Durchsicht dieser Bände fällt auf, daß in die meisten Bücher der Schlosseriana ein kleinformatiges Exlibris von der Hand des Bologneser Jugendstilgraphikers Alfredo Baruffi eingeklebt ist (*Abb. 2*). In schönem Linienfluß zeigt es eine junge Frau mit entblößtem Oberkörper, die andächtig in die Kontemplation einer Blume versunken scheint. Alles an diesem Exlibris entspricht dem Zeitstil; selbst die partielle Nacktheit der Figur ist in der Exlibris-Kultur um 1900 ein Allgemeinplatz.⁵ Unverstellte Körperschönheit und Sehnsucht nach der Natur als von Lebensphilosophie und Lebensreform erträumte Gegenbilder zur harten Realität der Industrialisierung mit ihren Begleiterscheinungen, maschineller Buchdruck und akademischer Großbetrieb? Die emblematische Aussagekraft der kleinen Gebrauchsgraphik für Schlossers Selbstverständnis ist nicht unerkannt geblieben und wurde auf seine Verwurzelung in Ästhetik und Denkstil Wiens um 1900, der Stadt Sigmund Freuds, Ernst Machs und Gustav Klimts, hin gedeutet: «Die Graphik im Stil der Sezession mit ihrer in Stummheit versunkenen, Sehnsucht nach Namenlosigkeit verheißenden Frauenfigur wirft ein erhellendes Licht auf den ansonsten in persönlicher Hinsicht äußerst diskreten Schlosser.»⁶

Schlossers Exlibris ist ein ganz persönliches Statement zur «Arbeit des Lesers». Die stille Kontemplation, das Lesen als Vorgang intellektueller Reflexion, ja die Lektüre als Blütenlese (*florilegium*), als Auswahl der schönsten Stellen aus der Fülle der Überlieferung: Dem jungen Schlosser, der sich in den Nebenstunden selbst als Poet betätigt und manchen dichterischen Versuch (z. B. *Moderne Märchen*, 1887) auch publiziert hat, dürfte diese Haltung nicht fremd gewesen sein. Von seinen literarischen Ambitionen zeugt auch die Schöpfung eines fiktionalen «Gesprächs von der Bildnis-

kunst» in der Tradition der platonischen Dialoge.⁷ In seinen frühen Essays, namentlich in den «Randglossen zu einer Stelle Montaignes»,⁸ begegnet der junge Gelehrte trotz seiner positivistischen Schulung als ein sensibler Seismograph der ästhetischen, anthropologischen und psychologischen Strömungen seiner Zeit. Das Exlibris – auch dies ein Charakteristikum der Gattung – wie so oft als ein gültiges Selbstportrait dessen, der es sich zu Schild und Devise gewählt hat?

Nun weisen einige Bücher aus der Bibliothek auch ein anderes, deutlich später entstandenes Exlibris auf (Abb. 3). In seinem expressionistischen Chiaroscuro gibt es sich als Produkt der späten 1920er Jahre zu erkennen. Auch dieses Bücherzeichen ist figürlich gestaltet. Statt einer jungen Frau erscheint nun ein alter Mann im Melancholiegestus mit aufgestütztem Arm. Es ist evident: Hier soll, im Blick auf das frühe Exlibris, eine komplementäre Aussage über den Buchbesitzer getroffen werden. Doch was sagt dieses Miniaturbild über seinen Träger? Gibt es gar einen inhaltlichen Zusammenhang der beiden Bücherzeichen und läßt sich deren Zusammenspiel möglicherweise als *concetto*, als ein geistreicher Gedanke, deuten, mit dem der Buchbesitzer und seine psychische Verfassung um 1900 und um 1930 bildlich umschrieben werden?

Diesen Schluß läßt die kunsthistorische Analyse des Motivs nicht ohne weiteres zu. Zunächst handelt es sich bei der Figur des dumpf vor sich hinbrütenden Melancholikers keineswegs um die Erfindung eines expressionistischen Buchgraphikers, sondern um die Adaption eines Motivs aus der oberitalienischen Renaissanceplastik, die im Zentrum von Schlossers Forschungen als Direktor der Sammlungen von Waffen und kunstindustriellen Gegenständen des Allerhöchsten Kaiserhauses am Kunsthistorischen Museum in Wien stand. Die Figur folgt bis in die Details einer vermutlich um 1500 entstandenen Terrakotta-Statuette eines alten Holz- oder Landarbeiters von Andrea Riccio (Abb. 4), die 1920 als Geschenk des Fürsten Liechtenstein in das Kunsthistorische Museum gelangt war.⁹ Schlosser selbst hatte die Statuette in einem Aufsatz über «Armeleutekunst» – hier ist die Affinität zu Aby Warburgs kulturhistorischen Arbeiten deutlich vernehmbar – erstmals publiziert.¹⁰ Die ehemals farbig gefaßte Statuette des Arbeiters, der als Werkzeuge Hammer und Stemmeisen bei sich

7 «Gespräch von der Bildniskunst», in: Österreichische Rundschau, 4, Heft 77, 1906.

8 «Randglossen zu einer Stelle Montaignes», in: Beiträge zur Kunstgeschichte. Franz Wickhoff gewidmet von einem Kreise von Freunden und Schülern, Wien 1903, S. 172–182.

9 Wien, Kunsthistorisches Museum, Inv. Nr. 7345; Terrakotta, Höhe: 37 cm. Zu der Statuette siehe Leo Planiscig: Andrea Riccio, Wien 1927, S. 100–109; Kunsthistorisches Museum Wien. Katalog der Sammlung für Plastik und Kunstgewerbe, 2. Teil: Renaissance, Wien 1966, S. 30, Kat. Nr. 236 (Elisabeth Mahl).

10 «Armeleutekunst» alter Zeit», in: Jahrbuch für Kunstsammler, 1 (1921), S. 47–66; vgl. Aby Warburg: «Arbeitende Bauern auf burgundischen Teppichen», in: Zeitschrift für bildende Kunst, 18 (1907), S. 41–47.

Abb. 3
Die Lasten der Lektüre.
Zweites Exlibris der Biblio-
thek Julius von Schlossers,
1920er Jahre.



Abb. 4
Melancholie der Arbeit.
Andrea Riccio: Statuette
eines alten Arbeiters,
um 1500, Wien, Kunst-
historisches Museum.





Abb. 5
Im Zeichen des Saturn
geboren: Ein Unglücks-
planet und seine Kinder,
Federzeichnung aus
dem «Mittelalterlichen
Hausbuch», um 1470,
Schloß Wolfegg.

führt und sich auf eine Axt oder Hacke stützt, besitzt eine bemerkenswerte Ausdrucksenergie. Mit faltendurchfurchtem Gesicht sitzt der alte Mann auf einem summarisch wiedergegebenen Steinblock. Müde und in sein eigenes Schicksal vertieft, scheint er von einer schweren Arbeit auszuruhen. Das ärmliche Wams, das die behaarte Brust freigibt, und die zerrissenen Schuhe deuten auf seinen niedrigen Stand. Daß die Figur die Sitzhaltung des Schmerzensmannes als «Christus in der Rast» paraphrasiert, ist die wirkungsvolle Übertragung einer christlichen Pathosformel auf ein profanes Motiv.

Schlosser hat das Stück als Pendant des in der Berliner Skulpturensammlung befindlichen *Dornausziehers* von Riccio gedeutet und sich in seinem Aufsatz von 1921 mit dem von flandrischen Einflüssen abhängigen Naturalismus der oberitalienischen Plastik um 1500 auseinandergesetzt. Dabei hat er seinem wissenschaftlichen Vorgehen jeglichen Anspruch auf «Aktualität», d. h. auf sozialhistorische Belehrung, und jeglichen geschmäckerlichen Hang zu sozialkritischen Bildthemen, wie sie sich in der zeitgenössischen Kunst fanden, grundsätzlich abgesprochen. Doch bemerkt er das Problem des *decorum* der Statuette, die er schon vor 1900 bei einem Kunsthändler in Venedig gesehen hatte und die von keinem

- 11 Erwin Panofsky/Fritz Saxl: Dürers «Melencolia I». Eine quellen- und typengeschichtliche Untersuchung, Leipzig/Berlin 1923. Erweiterte Neufassung: Raymond Klibansky/Fritz Saxl/Erwin Panofsky: Saturn und Melancholie. Studien zur Geschichte der Naturphilosophie und Medizin, der Religion und der Kunst, übersetzt von Christa Buschendorf, Frankfurt/M. 1992 [u. ö].
- 12 Erwin Panofsky: «Die Pietà von Ubeda» (S. 150–161), Fritz Saxl: «Aller Tugenden und Laster Abbildung». Eine spätmittelalterliche Allegoriensammlung, ihre Quellen und ihre Beziehungen zu Werken des frühen Bilddrucks», in: Festschrift für Julius von Schlosser zum 60. Geburtstag, hg. von Arpad Weixlgärtner und Leo Planiscig, Zürich/Leipzig/Wien 1927, S. 104–121.
- 13 So finden sich dort ein fast vollständiger Satz der *Vorträge* sowie zahlreiche der *Studien* der Bibliothek Warburg, vgl. Kunstbibliothek Professor Julius von Schlosser, Antiquariat V. A. Heck, Wien, Liste 236, September 1961, Kat. Nr. 258–261 u. ö.
- 14 Vgl. Panofsky/Saxl: Dürers «Melencolia I», S. 54–70, S. 121–136. Anton Hauber: Planetenkinderbilder und Sternbilder. Zur Geschichte des menschlichen Glaubens und Irrsins, Straßburg 1916; Dieter Blume: Regenten des Himmels. Astrologische Bilder in Mittelalter und Renaissance, Berlin 2000.

Museum erworben wurde. Der sozialkritische Beigeschmack, die «revolutionäre Luft» des Objekts, so Schlosser im Verweis auf den Skandal um Gerhart Hauptmanns *Weber* (1892), habe seinerzeit eine geschmackliche Annäherung an das Bildthema und die von ihm angedachte Einfügung in eine höfische Kunstsammlung wie diejenige des Wiener Museums unmöglich gemacht.

Soweit Schlossers Annäherung an das bemerkenswerte Stück, dessen «realistische» Gestaltung ihn als Forscher offenbar über eine entscheidende ikonographische Dimension hat hinwegsehen lassen, die jedoch das Exlibris als verstecktes Selbstportrait offenbart. Denn die *pictura* des späteren Exlibris wie die Statuette selbst rufen gleich mehrere Themen auf: Das Problemfeld der Arbeit, der Geistesarbeit, die hier als körperliche Arbeit visualisiert ist, und dasjenige der Melancholie, vielleicht sogar in der ideengeschichtlichen Zuspitzung auf die schöpferische Melancholie des geistigen Menschen, so wie sie von Erwin Panofsky und Fritz Saxl als Denkfigur in der europäischen Bildtradition um Dürers *Melencolia I* herum rekonstruiert wurde.¹¹ Natürlich dürfte Schlosser, der Briefpartner von Warburg und Saxl, mit der Erforschung dieser Bildgeschichte vertraut gewesen sein. Als 1927 die Festschrift für Julius von Schlosser erschien, waren Panofsky und Saxl in ihr mit Beiträgen vertreten.¹² Wenn auch nicht Schlossers eigenes Exemplar der bahnbrechenden Untersuchung von 1923, so lassen sich doch anhand der Verkaufslisten viele Publikationen der *Kulturwissenschaftlichen Bibliothek Warburg* in der Wiener Gelehrtenbibliothek nachweisen.¹³

Diese wissenschaftsgeschichtlichen Zusammenhänge bieten auch Fingerzeige für eine Bestimmung der bisher ungedeutet gebliebenen Statuette. Die Darstellung des Landarbeiters als Melancholiker ergibt nämlich im Blick auf die frühneuzeitliche Tradition der Temperamenten-Ikonographie durchaus einen Sinn. Gewöhnlich wird die von dem äußersten Planeten Saturn abhängige Melancholie mit dem kalten und trockenen Element der Erde (*terra*) verbunden. Bei der Darstellung der Planetenkinder sind die pflügenden und arbeitenden Bauern und Holzarbeiter fester Bestandteil der Ikonographie.¹⁴ Saturn ist schlechthin der Planet des mühseligen Ackerbaus, die unter ihm geborenen Menschen verbringen ihr Leben in Trübsal und harter Arbeit, ja schlim-

stenfalls endet das Leben eines Saturnkinds gar im Kerker oder am Galgen. Eine bereits auf einer älteren handschriftlichen und druckgraphischen Tradition fußende Zeichnung aus dem berühmten *Hausbuch* von Schloß Wolfegg aus dem späten 15. Jahrhundert zeigt die Lebensqualen der Saturnkinder in ganz besonderer Drastik (*Abb. 5*).¹⁵ Es ist gut möglich, wenn nicht sogar wahrscheinlich, daß Riccios Statuette mit ihrem prominent vorgetragenen Melancholiegistus in dieser älteren bild- und wissenschaftlichen Tradition der Kinder Saturns steht. Denn auch das Alter gehört zu den negativen Eigenschaften des Melancholikers. In einem bei Johann Schönsperger gedruckten *Teutschen Kalender* von 1495 werden die negativen Eigenschaften des Melancholicus aufgelistet: «Er wirt auch zugeleychet dem herbst. Wann der ist kalte vnd trucken. Er wirt auch geleychet dem alter wann so der mensch alt wirt so fahen an sein arbeyt seiner siechtagen. Vnd das ist so der mensch wirt bey sibentzig jaren alt. [...] Zu dem dritten Mal ist tzu wyssen, dz der melancolicus ist träg vnd eines trügen lauffes, wann er ist kalter Natur; zu dem vierten Mal ist tzu wyssen das der melancolicus von der eygenschafft wegen der kelten ist hässig, traurig, vergässen, träg vnd vnbehend [...]»¹⁶

Weniger der Naturalismus um seiner selbst willen als vielmehr der Zusammenhang mit Humoralpathologie und astrologischem Allgemeinwissen um 1500 wäre also zu beachten. Die Melancholie des Arbeiters ließe sich in diesem Kontext auch anders verstehen: Nicht körperliche Erschöpfung, sondern Trägheit und Unfähigkeit zu jeder ordentlichen Arbeit sind das eigentliche Bildthema. Sollte diese Deutung zutreffen, so ließe sich darüber spekulieren, ob die Statuette Teil einer Serie der Temperamente gewesen sein könnte. Naheliegend ist allemal, daß um 1500 die von Panofsky/Saxl rekonstruierte positive Umwertung der Melancholie zur schöpferischen Genialität, die sich im Renaissancehumanismus vollzog, lediglich ein konkurrierendes Deutungsangebot gegenüber der viel tiefer verwurzelten Auffassung von der negativ dämonischen Macht des Saturn war. Die von Dürers Kupferstich *Melencolia I* auch bildlich eingeleitete Umdeutung des Planeten vom Unglücksgestirn zum Schutzpatron der schöpferischen Menschen – Warburg spricht von der «edlen Melancholie des denkenden Arbeitsmenschen» – stand erst an ihrem Beginn.¹⁷

15 Schloß Wolfegg, Fürstliche Sammlungen, Mittelalterliches Hausbuch, um 1470, fol. 11 recto. Vgl. Christoph Graf zu Waldburg Wolfegg: Venus und Mars. Das Mittelalterliche Hausbuch aus der Sammlung der Fürsten zu Waldburg Wolfegg, Ausst. Kat., Frankfurt/M., Städelsches Kunstinstitut, 18. September – 2. November 1997, München/New York 1997, S. 28–29.

16 Zitiert nach Panofsky/Saxl: Dürers «Melencolia I», S. 23–24.

17 Aby M. Warburg: Heidnisch-antike Weissagung in Wort und Bild zu Luthers Zeiten, Heidelberg 1920, S. 61. Zur Bildgeschichte der Melancholie vgl. jetzt *Mélancolie. Génie et folie en Occident*, hg. von Jean Clair, Ausst. Kat. Paris, Galeries nationales du Grand Palais, 10. Oktober 2005 – 16. Januar 2006; Berlin, Neue Nationalgalerie, 17. Februar – 7. Mai 2006, Paris 2005.

- 18 Der Ordo Farfensis und die Klosteranlage des frühen Mittelalters im Abendlande, Phil. Diss., Wien 1888.
- 19 Die abendländische Klosteranlage des früheren Mittelalters, Wien 1889, Vorwort (unpag.).
- 20 In: Mitteilungen des österreichischen Instituts für Geschichtsforschung, Erg.-Bd. XIII, Heft 2, 1934.

Doch warum soll nun der nach außen hin so erfolgreiche und produktive Wiener Geheimrat Julius von Schlosser zu einer verschlüsselten Selbstdarstellung als Melancholiker gegriffen haben? Wenn hier die Qual und Mühe der geistigen Arbeit thematisiert wird, die zu Verzweiflung und Melancholie führt, ist dann nicht auch die Aussichtslosigkeit der historischen Quellenforschung Thema, angesichts der lückenhaften Überlieferung ein vollständiges Bild geschichtlicher Entwicklungen geben zu können? Der Historiker als Arbeiter entspricht ganz dem Ethos der «Wiener Schule» mit ihrem philologischen Positivismus. Doch kein Optimismus wohnt diesem Selbstportrait inne. Ist, verkürzt gesagt, Schlossers intellektuelle Lebenskrise nach dem Ersten Weltkrieg, die ihn auf der Suche nach dem geistigen Überbau einer philosophischen Ästhetik zur engen, bis zur Selbstaufgabe neigenden Anlehnung an den Neuhegelianer Benedetto Croce führte, das eigentliche Thema seines Bücherzeichens?

Darüber mag man spekulieren. Sicher ist, daß der introvertierte Gelehrte seine unermüdliche Lesetätigkeit nun nicht mehr als Blütenlese im Gewande jugendlicher Schönheit, wie sie das erste Exlibris der Schlosseriana gedeutet hatte, sondern als körperliche Arbeit, die zur Verzweiflung führt, verstanden hat. Metaphern der Arbeit finden sich bezeichnenderweise in vielen Schriften Schlossers. Schon in seinem wissenschaftlichen Erstling, der Dissertationsschrift von 1888,¹⁸ als *Die abendländische Klosteranlage des früheren Mittelalters* erschienen, eröffnet Schlosser das von ihm behandelte Thema – den «jungfräulichen Boden» der Schriftquellen zum frühmittelalterlichen Klosterbau – mit einem Bild körperlicher Arbeit: «Einzelne Forscher haben wohl hin und wieder einen Spatenstich gethan und das Gebiet flüchtig gestreift; quellenmäßig in seiner ganzen Ausdehnung ist es eigentlich noch nicht behandelt worden.»¹⁹ Und als er 1934 die erste historiographische Darstellung der «Wiener Schule» liefert, trägt die in apologetischem Ton ebenso gegen die Mode der «Geistesgeschichte» wie gegen Joseph Strzygowski, den verhassten, aber erfolgreichen Konkurrenten am Wiener Kunsthistorischen Institut, verfaßte Schrift in ihrem Untertitel den expliziten Hinweis auf die Arbeit der Gelehrten: *Die Wiener Schule der Kunstgeschichte. Ein Rückblick auf ein Säkulum deutscher Gelehrtenarbeit in Österreich.*²⁰ Für die Deutung des

Exlibris heißt das konkret: Der neue Kontext des verwendeten Bildzeichens bestimmt auch seinen Sinn. Es erstaunt zunächst, daß ein Kunsthistoriker sein persönliches Exlibris, in dem er sich selbst, seine Tätigkeit und sein Produktionsmittel, die Bibliothek, sinnbildlich darstellt, mit dem Bild eines heruntergekommenen Landarbeiters schmückt. Vom «Realismus» der oberitalienischen Renaissanceplastik, der, wie Schlosser ausführt, vielleicht in den *studioli*, den Studierstuben der paduanischen Gelehrten, wirklich sein Idealpublikum fand, zum zweidimensionalen Bücherzeichen unter den Bedingungen technischer Reproduzierbarkeit wird auch die Ikonographie des Melancholikers einer Transformation unterzogen. Denn der alte Arbeiter erscheint nun im Kontext der Bücherwelt eines Gelehrten, seine Tätigkeit wird mit einem Gebiet verknüpft, dem körperliche Arbeit ansonsten fremd ist – eine intellektuelle Übertragungsleistung, die für Emblem und Imprese charakteristisch ist. Gerade hierin besitzt das Exlibris seine geistreiche Pointe, denn die Arbeit des Gelehrten entspricht eigentlich einer *ars liberalis*. In der antiken Tradition ist die körperliche Arbeit dem freien Menschen unwürdig, da sie einen Zwang darstelle und von der Kontemplation ablenke: «Arbeit und Tugend schließen sich gegenseitig aus», sagt Aristoteles,²¹ und es braucht wahrlich eine lange Zeit, bis der körperlichen Arbeit auch positive Aspekte abgewonnen werden können. «Labor vincit omnia»:²² In diesem zum Motto verkürzten Vers Vergils scheint die nun zur Tugend umgedeutete Arbeits- und Leistungsethik der europäischen Tradition der Neuzeit auf, in der sich nicht zuletzt auch der Ende des Ersten Weltkriegs zum (Kultur-)Protestantismus übergetretene Schlosser wiedererkannt haben mag: «Arbeit ist des Bürgers Zierde/ Segen ist der Mühe Preis», heißt es in Schillers «Lied von der Glocke» als dem Evangelium des deutschen Bildungsbürgertums.²³

Sicher hätte es geeignetere, sicher auch optimistischere Bildthemen für ein Exlibris gegeben, doch sei abschließend noch ein Blick auf seinen eigentlichen Bestimmungsort, das Arbeitsmittel des Gelehrten, nämlich seine Bibliothek erlaubt. Schlossers Bibliothek ist nur in Fragmenten überliefert, doch vermitteln die Verkaufslisten einen Eindruck von der Fülle der dort versammelten Schriften, namentlich von den Beständen an historischer Kunst-

21 Aristoteles: Politik, III, 5, 1278 a 20.

22 Vergil: Georgica, I, 145.

23 Zur Begriffsgeschichte von «Arbeit» vgl. M. D. Chenu / H. J. Krüger: Artikel: «Arbeit», in: Historisches Wörterbuch der Philosophie, Bd. 1, Basel/Stuttgart 1971, Sp. 480–487; Werner Conze: Artikel: «Arbeit», in: Geschichtliche Grundbegriffe, Bd. 1, Stuttgart 1972, S. 154–215.



Abb. 6
Der motorisierte Kunsthi-
storiker. Mit dem Overland
zu den Kunststätten Süd-
europas: Julius von Schlos-
ser in Italien, um 1930.

theorie und Guidenliteratur. Der eigentliche Katalog dieser Bibliothek – Schlosser selbst besaß ein Buch, in das er jeden neuen Titel handschriftlich eintrug – ist jedoch die *Kunstliteratur* von 1924 mit ihren weitverzweigten bibliographischen Angaben und Hinweisen auf Schlüsseltexte und Seitenwege der Überlieferung. Daß die Beispielmaterie vor allem die italienische Literatur umgreift, hat sich Schlosser selbst eingestanden. Sein kunsttopographisches Interesse spiegelt sich in der gesonderten Behandlung der sogenannten Ortsliteratur, die er mit Leidenschaft und Gespür für lokale Überlieferungen, für regionale Besonderheiten des Sprechens über Kunst und für die Seitenwege der Künstlergeschichte durchstreift, die sich in den großen Geschichtsentwürfen Vasaris, Belloris oder

Baldinuccis nicht finden. Gerade diesem Schrifttum galt auch sein bibliophiler Sammeleifer; lokalhistorische Werke zur Topographie Italiens vom 16. bis 19. Jahrhundert stellten einen wesentlichen Teil seiner Bibliothek. Zusammen mit seiner zweiten Frau, der bulgarischen Geigerin Neda Ftitscheff, und der Familie seines Assistenten Hahnloser unternahm Schlosser in den 1920er Jahren ausgedehnte Reisen in Italien und im gesamten Mittelmeerraum bis nach Spanien, Griechenland, Sofia und Istanbul. In erst jüngst wieder zugänglich gemachten Stereophotographien ist diese Reisetätigkeit dokumentiert (*Abb. 6*).²⁴ Der motorisierte Kunsthistoriker, der mit dem Overland der Hahnlosers ganz Italien durchquerte und Feldstudien betrieb, ist das unbekannte Gegenbild zu der stilisierten Pose des Wiener Buchgelehrten, wie ihn die zur Veröffentlichung gelangten Photographien zeigen. Es ist reizvoll, Schlossers kulturgeographische Aktivität mit seinem Leseverhalten zu verknüpfen, denn mit größtem Fleiß und sicherlich auch mit vielen Mühen las er sich durch das Schrifttum all jener kleinen Provinzautoren, Abschreiber und Chronisten der italienischen Stadtrepubliken und Duodezfürstentümer, die das Wissen über die Künstler und die Kunstwerke über die Jahrhunderte weitergetragen und am Leben erhalten hatten. «Finis coronat opus»: Auch dies ist vermutlich eine Pointe, die Schlosser bei der Wahl seines Exlibris mitreflektiert haben dürfte. Denn nicht nur das Ende, auch die Arbeit krönt das Werk (*opus*), genau genommen: das Standardwerk, als das sich gerade die *Kunstliteratur* trotz aller *turns* und Diskurswechsel des Faches im vergangenen Jahrhundert unangefochten behaupten konnte.

24 Harald Kraemer/Agatha Rihs: Trouvaillen zu Julius von Schlosser & Hans R. Hahnloser. Aus den Tiefen des Archivs des Instituts für Kunstgeschichte der Universität Bern, Ausst. Kat., Kornhausforum, Bern, 20.–21. Mai 2005, Bern 2005; *Connaissance unterwegs: Die Reisen von Hans R. Hahnloser und Julius von Schlosser zu kulturellen Stätten im Europa der zwanziger Jahre*, Ausstellung, Bern, Zentralbibliothek, 25. Oktober 2006 – 24. Februar 2007 (kein Katalog). Ich danke Agatha Rihs für wichtige biographische Auskünfte und die Möglichkeit, den Teilnachlaß und den Restbestand von Schlossers Bibliothek in Bern studieren zu können.

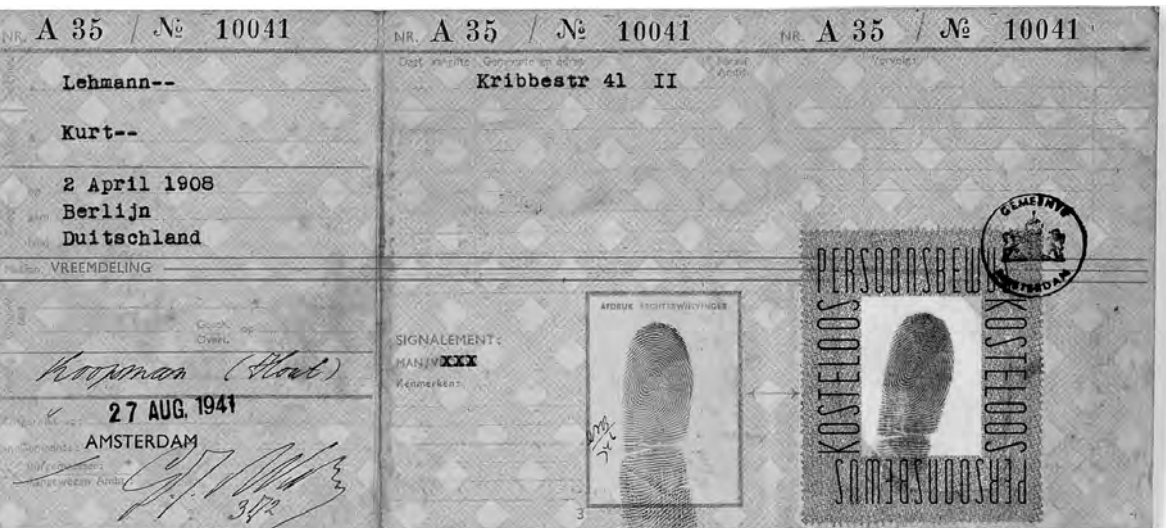
JAN BÜRGER

Ein Mann, den Hitler nicht erschossen hat

Die Deportationspapiere des Konrad Merz

1 Günter Eich: Sämtliche Gedichte. Auf der Grundlage der Ausgabe von Axel Vieregg hg. von Jörg Drews, Frankfurt/M. 2006, S.42.

1 Koffer oder Rucksack, 1 Paar Arbeitsstiefel, 2 paar Socken, 2 Unterhosen, 2 Hemden – der mörderische Plan wirkt banal. Eine Aufzählung faßt zusammen, womit ein Mensch notfalls auskommen könnte. Solche Listen sind aus vielen Arbeits-, Gefangenen- und Vernichtungslagern des 20. Jahrhunderts bekannt, aus nationalsozialistischen ebenso wie aus sowjetischen und auch aus denjenigen, die von den Siegermächten nach dem Zweiten Weltkrieg eingerichtet wurden. *1 Arbeitsanzug, 2 Wolldecken, 2 Sätze Bettwäsche* – heute fällt es schwer, beim Lesen dieser Liste nicht an eines der bekanntesten Gedichte der deutschen Nachkriegsliteratur zu denken. «Dies ist meine Mütze,/ dies ist mein Mantel,/ hier mein Rasierzeug/ im Beutel aus Leinen», hebt Günter Eichs «Inventur» von 1947 an.¹ Auch diese Verse umreißen das Dasein auf niedrigstem Niveau. Allerdings gibt es einen entscheidenden Unterschied: Eich dokumentiert die Erfahrungen als amerikanischer Kriegsgefangener mit den Mitteln der Poesie – Zustände also, die ohne Frage grausam waren, die aber nicht mit denen in einem Konzentrationslager zu vergleichen sind. Die zitierte Liste hingegen stammt von jener Amsterdamer Einrichtung, die offiziell «Zentralstelle für jüdische Auswanderung» genannt wurde, und markiert den Anfang der Deportation nach Auschwitz.



Die unscheinbaren, mit Klebeband geflickten Blätter aus dem Jahre 1942, die Konrad Merz aufgehoben hat, zählen zu jenen Dokumenten, deren Überlieferung man fast für unmöglich hält. Im Februar 2007 wurden sie zusammen mit dem Nachlaß des 1999 im niederländischen Purmerend verstorbenen Schriftstellers und Physiotherapeuten dem Deutschen Literaturarchiv Marbach übergeben.² Merz gehört zu den wenigen jüdischen Emigranten, die in Amsterdam ihre eigenen Deportationsaufrufe entgegengenommen haben und trotzdem überlebten. Von 140 000 als Juden geführten Niederländern und Emigranten wurden etwa 110 000 ermordet.³

1 *Eßnapf, 1 Trinkbecher, 1 Löffel, 1 Pullover* – wenn Merz sein Bündel wie befohlen geschnürt hätte, dann hätte er seine Papiere mitgenommen oder in Amsterdam bei seinen Habseligkeiten zurückgelassen. Er wäre in einen Waggon gepfercht worden, dessen Türen sich erst wieder in einem Konzentrationslager geöffnet hätten. Woche für Woche wurden in dieser Zeit 1000 Menschen abtransportiert, bis Amsterdam nach gut einem Jahr als «judenfrei» galt.⁴ Statt dessen tauchte Merz unter. Er entzog sich unter schwierigsten Bedingungen, hatte Kontakte zum Widerstand, organisierte sich einen gefälschten «Persoonsbewijs» (Abb. 1 bis 4), um sich als Niederländer ausgeben zu können, versteckte sich bei verschiedenen Freunden und schließlich in einem Wäscheschrank im ländlichen Ipendam, nördlich von Amsterdam. Möglicherweise überlebte er nur, weil er sich mit seiner ersten Veröffentlichung im legendären Querido Verlag ein Pseudonym zugelegt hatte. Unter seinem bürgerlichen Namen war der 1908 in Berlin als Sohn eines Schneiders geborene Kurt Lehmann für die Nazis ein Emigrant unter vielen.

2 Neben Frau H. F. G. Lehmann ter Kuile (Purmerend) gilt mein besonderer Dank Ekhard Haack (Berlin), dem wohl besten Kenner des Werkes von Konrad Merz. Gesprächen mit ihm verdanke ich wertvolle Hinweise für diesen Aufsatz; er war es auch, der Merz' Hinterlassenschaften vorsortiert hat. Ohne seine Hilfe hätte der Nachlaß vielleicht nie den Weg nach Marbach gefunden.

3 Vgl. Veit J. Schmidinger und Wilfried F. Schoeller: *Transit Amsterdam. Deutsche Künstler im Exil 1933-1945*, München 2007, S. 205.

4 Vgl. ebd., S. 213.

5 Konrad Merz über sich selbst. In: Hans Würzner (Hg.): *Zur deutschen Exilliteratur in den Niederlanden 1933-1940. Amsterdamer Beiträge zur Neueren Germanistik*, Bd. 6 (1977), S. 149.



Abb. 1 und 2
Der «Persoonsbewijs» des
Emigranten Kurt Lehmann,
geb. 1908, der unter seinem
Pseudonym Konrad Merz
bekannt wurde.

«Im Grunde hat mich der Name Merz gerettet», stellte er 1977 fest. «Ich habe nämlich dafür gesorgt, daß nirgendwo ein Photo von mir erschienen ist, so daß niemand wußte, wer Merz ist. Die Sekretärin von Querido hat es auch nicht verraten, später hat sie mich aber gewarnt. Erst war ich in Amsterdam bei dem jungen deutschen Maler [Hajo] Rose, den sie später zur SS gezwungen haben. Dann war ich einige Zeit bei Titia Gorter, sie war die Verbindungsstation zwischen England und Holland. Einmal habe ich den Graphiker H.[elmut] Salden mitgenommen, um ihn ihr vorzustellen. Als am 13. Februar 1942 die Verbindungsstelle von den Deutschen aufgerollt wurde, war Salden bei ihr und ist also auch gefangengenommen worden. Ich war zufällig nicht da. Titia Gorter kam in das Konzentrationslager Ravensbrück.[...] Ich habe mich dann in Ipendam bei der Witwe des Gärtners, wo ich früher gearbeitet hatte, versteckt.»⁵

1933, als die Nazis die Macht übernahmen, hatte der Jurastudent Lehmann mit dem Schreiben begonnen, und bis ins hohe Alter hinein blieb er ungewöhnlich produktiv: Sein Lebenswerk ist wie nur wenige mit den Erfahrungen des Exils verbunden. Die Emigration stand am Anfang seiner literarischen Laufbahn, und sie blieb sein großes Thema. Nachdem er als Jude aus der Universität entfernt worden war, floh er im Juni 1934 vor der Gestapo, auf deren Fahndungslisten sein Name stand. Ohne Sprachkenntnisse, Beziehungen und Geld mußte er sich notdürftig einrichten. In Zeiten hoher Arbeitslosigkeit fanden sich für ihn in Amsterdam allerdings so gut wie keine Verdienstmöglichkeiten. Deshalb verdingte er sich in Ipendam als Knecht. Zum wenigen, was ihm

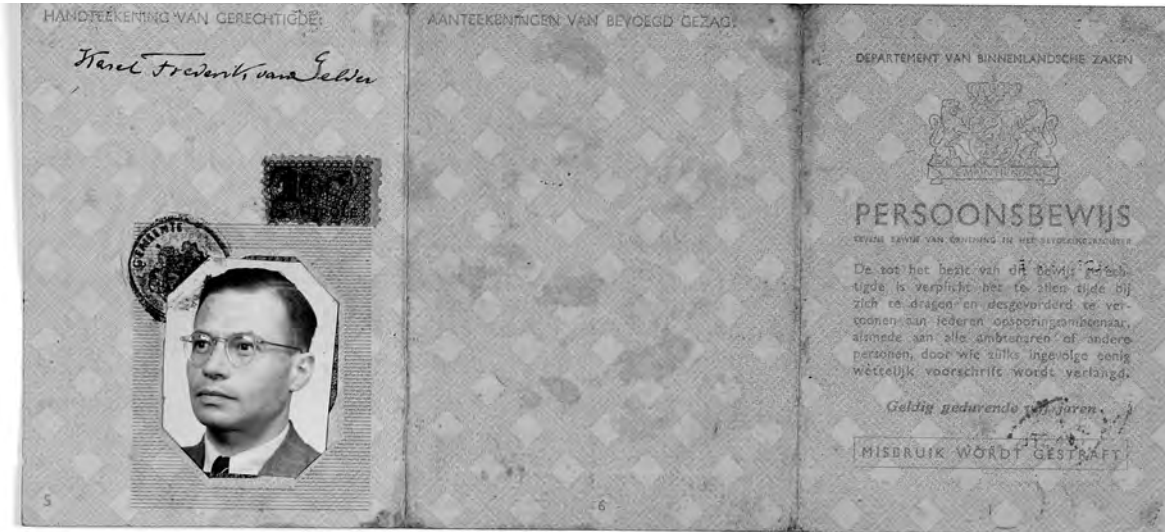


Abb. 3 und 4
Lehmanns gefälschter
«Persoonsbewijs», um
sich als Karel Frederik
van Gelder auszuweisen,
geb. am 29. März 1903
in Amsterdam.

der seinerzeit das Feuilleton von *Het Vaderland* leitete und zu den wichtigsten Vermittlern deutscher Exilliteratur gehörte (Abb. 6). Menno ter Braak las Merz' ersten Roman im Manuskript und überzeugte Fritz H. Landshoff davon, das Buch im Querido Verlag herauszubringen. Und er war es auch, der *Ein Mensch fällt aus Deutschland* nach seinem Erscheinen 1936 in der Sonntagsausgabe von *Het Vaderland* als das «erste Emigrantenbuch» überhaupt rühmte – mit durchaus nachvollziehbaren Argumenten: «hier kommt zum ersten Mal ein Schriftsteller zu Wort, der aus der Emigration geboren wurde und den es ohne die Emigration niemals gegeben hätte; jemand ohne eine ›Weimarer Vergangenheit‹ und somit auch unbelastet von einer Vergangenheit literarischer Tätigkeit». ⁹

Menno ter Braaks Hymne machte den Debütanten, wie er selbst sagte, für «fünf Minuten berühmt». ¹⁰ *Ein Mensch fiel aus Deutschland* wurde mehr als ein Achtungserfolg. In den ersten drei Monaten nach Erscheinen gingen von den 3000 gedruckten Exemplaren immerhin 1286 über den Ladentisch. ¹¹ Klaus Mann feierte Merz im *Pariser Tageblatt* als einen der ersten Dokumentaristen des Exils: «Ein neuer Name – man merke auf! Ein neuer Schriftsteller, er heißt Konrad Merz. In Deutschland ist von ihm noch nichts publiziert worden. Seine literarische Laufbahn beginnt in der Emigration. Die deutsche Literaturkritik wird diesen neuen, jungen Namen nicht erwähnen: ihr Herr und Meister aus dem Propagandaministerium verbietet es ihr. Weisen wir um so kräftiger, um so nachdrücklicher auf ihn hin.» ¹² Noch im selben Jahr erschien die niederländische Ausgabe in der Übersetzung von Nico Rost unter dem gleichsam gespiegelten Titel *Duitscher aangespoeld!*



Konrad Merz war in den Niederlanden gestrandet, und die ersten Jahre des Exils verliefen sogar vergleichsweise gut. «Deine Besorgnis um mich kannst Du ruhig ins Konzentrationslager senden. Mein Magen ist ausreichend gefüllt», schreibt Merz' Alter Ego in *Ein Mensch fällt aus Deutschland* an seine Mutter.¹³ Das ist bitter-ironisch, und doch konnte sich Merz außerhalb Deutschlands einigermaßen geschützt fühlen. Menno ter Braak machte ihn mit der antifaschistischen Intelligenz bekannt, und angesichts seines gelungenen Debüts begann Merz die Arbeit an seinem zweiten Roman *Generation ohne Väter*, der bei Oprecht & Helbling in Zürich herauskommen sollte.

Der Kriegsausbruch vereitelte nicht nur diesen Plan. Auch jenseits der Literatur wurde die Lage prekär. 1939 gelang es Merz immerhin noch, seine Mutter Dorothea aus Berlin nach Amsterdam zu holen. Mit dem Einmarsch der deutschen Truppen wurde die Situation dann aber nahezu aussichtslos. Menno ter Braak nahm

- 13 Merz: *Ein Mensch fällt aus Deutschland*, S. 43.
- 14 Vgl. Veit J. Schmidinger und Wilfried F. Schoeller: *Transit Amsterdam. Deutsche Künstler im Exil 1933-1945*. München 2007, S. 179 f.
- 15 Konrad Merz: *Der Mann, der Hitler nicht erschossen hat*, Darmstadt o. J. [1976], S. 159.



Abb. 5
Konrad Merz' erste literarische Arbeit erschien am 24. November 1934 anonym in der damals wohl wichtigsten Exilzeitschrift, die von 1933 bis 1940 in Paris und Amsterdam herausgegeben wurde.

Abb. 6
Konrad Merz (l.) und Menno ter Braak, wahrscheinlich 1934 in Den Haag.

sich 1940 das Leben, nachdem sein Versuch, nach England zu fliehen, gescheitert war.

Für Konrad Merz begann nun die schlimmste Zeit seines Lebens. Das gelobte Exil war zum Verhängnis geworden. Die Mehrheit der Niederländer hegte kaum Sympathien für die Deutschen, doch das hinderte nur wenige daran, sich mit den neuen Machthabern zu arrangieren, zumal vielen das negative Bild, das die Emigranten von den Nazis vermittelt hatten, zunächst übertrieben zu sein schien.¹⁴ Rückblickend hielt Merz in seinen Lebensläufen fest, er sei von «1940 bis 45 gestorben» gewesen, und das meinte er nicht metaphorisch.¹⁵ Seit 1941 auf Befehl der deutschen Besatzungsmacht die Judenräte eingerichtet worden waren, kam es tatsächlich darauf an, sich totzustellen. Vorsitzende des «Joodsche Raad voor Amsterdam» wurden der Diamantenhändler Abraham Asscher und der Universitätsprofessor David Cohen, die beiden Verfasser des Schreibens, das Kurt Lehmann am 13. Januar 1942 zugestellt wurde (*Abb. 7*):

JOODSCHE RAAD VOOR AMSTERDAM
 Nieuwe Keizersgracht 58
 Tel. 55003 - 55136 - 54970.

Amsterdam, 13 Januari 1942

Den Heer K. Lehmann

Gij zijt opgeroepen om te worden gekeurd voor plaatsing in 'oen Nederlandsch werkverruimingskamp in Drente.

Aan dezen oproep hebt ge tot ons leedwezen tot nu toe geen gevolg gegeven.

Wij maken U er opmerkzaam op, dat de kampen zullen staan onder leiding van den Nederlandschen Rijksdienst voor de Werkverruiming, die ook de andere kampen voor Nederlandsche arbeiders beheert. De arbeidsvoorwaarden zullen dezelfde zijn als in de andere kampen; alleen het loon zal iets lager zijn.

Wij geven U in Uw eigen welbegrepen belang dringend den raad, aan dezen oproep gevolg te geven, daar anders zeer stronge maatregelen van de zijde der autoriteiten moeten worden verwacht.

Ottrek U dus niet aan deze nu eenmaal onvermijdelijke plicht. Gij kunt U nog melden Woensdag 14 Januari a.s. tusschen 10 en 4 uur aan de Bours voor den Diamanthenhol, Ingang Nieuwe Achtergracht.

JOODSCHE RAAD VOOR AMSTERDAM,
 A.Asschor }
 Prof. Dr. D. Cohen } voorzitters

Abb. 7
 Mahnung des Amsterdamer Judenrates, sich zum «Arbeitsdienst» einzufinden.

BESTÄTIGUNG BEVESTIGING

Wir bestätigen hiermit, dass der Reisepass von Kurt Lehmann geb.: 2.4.1908 in: Berlin am heutigen Tage mit dem Antrag Ausreisegenehmigung unter Nr.: 2107a heden met het verzoek om uitreisvergunning onder Nr.: 2107a an die ZENTRALSTELLE FÜR JÜDISCHE AUSWANDERUNG Amsterdam, Z., Euterpestraat 99 eingeliefert worden ist. bij de ZENTRALSTELLE FÜR JÜDISCHE AUSWANDERUNG Amsterdam, Z., Euterpestraat 99 is ingeleverd.

Amsterdam, 23 Januari 1942
 JOODSCHE RAAD VOOR AMSTERDAM
 EXPOSITUR
 (Stempel)

K 47

Abb. 8
 «Bestätigung» der «Zentralstelle für jüdische Auswanderung» vom 23. Januar 1942.

Sie wurden aufgefordert zur Musterung zwecks Einweisung in ein niederländisches Arbeitslager in Drente. Dieser Aufforderung sind Sie zu unserem Bedauern nicht nachgekommen.

Wir machen Sie darauf aufmerksam, daß die Arbeitslager unter Verwaltung des niederländischen Reichsdienstes für Arbeitsbeschaffung stehen. Die Arbeitsbedingungen werden die gleichen sein wie in den anderen Lagern; lediglich der Lohn wird etwas niedriger sein.

Wir geben Ihnen in Ihrem wohlverstandenen Interesse den dringenden Rat, dieser Aufforderung Folge zu leisten, da sonst sehr strenge Maßnahmen seitens der Obrigkeit zu erwarten sind.

Entziehen Sie sich also nicht dieser nun einmal unvermeidlichen Pflicht.

Sie können sich noch am kommenden Mittwoch, den 14. Januar, zwischen 10 und 4 Uhr bei der Diamantenbörse melden, Eingang Nieuwe Achtergracht.

JOODSCHE RAAD VOOR AMSTERDAM

A.[braham] Asscher
Pr. Dr. D.[avid] Cohen } Vorsitzende

16 «Bestätigung» im Nachlaß Konrad Merz, DLA Marbach.

17 Unklar ist auch, warum auf dem Schreiben des SS-Hauptsturmführers Datum und Unterschrift fehlen. Der Aufbewahrungsort und die Qualität des Papiers sprechen dafür, daß es wie die anderen, datierten und zum Teil gestempelten Dokumente aus dem Jahre 1942 stammt. Möglicherweise handelt es sich bei dem Blatt nur um eine Abschrift oder um die beigelegte, leicht fehlerhafte Übersetzung einer auf Deutsch verfaßten «Aufforderung».

Nachdem Lehmann dem ersten Aufruf nicht gefolgt war, meldete er sich wie befohlen am 14. Januar in der Diamantenbörse. Glaubt man seinen Selbstauskünften, so tat er das vor allem, weil er andernfalls seine Mutter gefährdet hätte. Am 23. Januar 1942 bestätigte der «Joodsche Raad», daß sein Reisepaß «mit dem Antrag Ausreisegenehmigung unter Nr.: 2107a an die ZENTRALSTELLE FÜR JÜDISCHE AUSWANDERUNG / Amsterdam-Z., Euterpestraat 99 eingeliefert worden ist»¹⁶ (Abb. 8). Ob Lehmann der folgende Deportationsbefehl von Karl Wörlein mit dieser Bestätigung zugestellt wurde, konnte noch nicht ermittelt werden; wahrscheinlicher ist, daß das Dokument aus dem Sommer 1942 stammt (Abb. 9).¹⁷

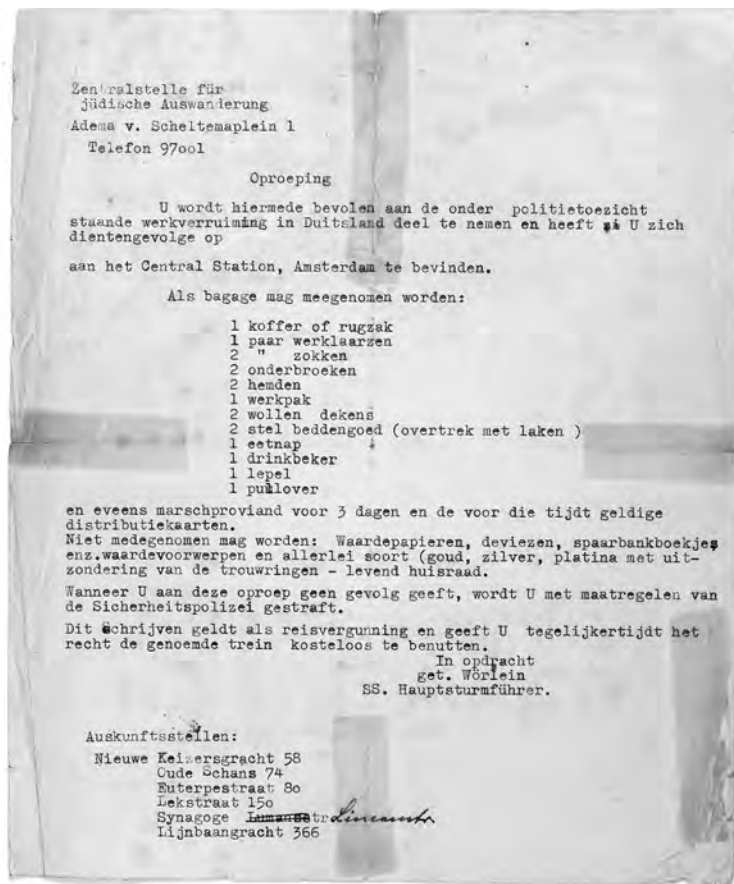


Abb. 9
Undatierte Aufforderung
der «Zentralstelle», am sog.
Arbeitsdienst teilzunehmen,
was nichts anderes hieß als
Deportation in ein KZ.

Ähnlich beschreibt Merz die Geschehnisse in «Eine Stunde Esther», einer Erzählung aus dem Band *Der Mann der Hitler nicht erschossen hat* von 1976. Bei «Eine Stunde Esther» handelt es sich, so Merz, «um die kürzeste Liebesgeschichte» des 20. Jahrhunderts.¹⁹ Vermutlich ist sie biographisch inspiriert, zumindest griff Merz beim Schreiben auf seine Deportationspapiere zurück. Genau wie Kurt Lehmann muß sich der Ich-Erzähler 1942 beim Amsterdamer Judenrat einfinden, dessen Vorsitz ein bekannter Gelehrter innehat. Die Situation ist von Grund auf entwürdigend: «Dort warteten die Geohrfeigten, alle schon ganz ohne Ohren. Ihre Köpfe gepackte Koffer, lagen zuhaus gleich hinter der Tür. Vor der Kanzel der Kanzlei blieben die krummen Rücken übrig, standen Reih an Reih, warteten auf den Bogen Papier. Aber den Beamten da hinten kenn ich doch: auf dem Kopf eine rote Bürste mit Dokortitel, bläst übers Papier, küßt mir die Einladung ins Ohr: «Ihnen wird hiermit befohlen... Arbeits-Einsatz, Deutschland... Polizei-Aufsicht.» Mein geliehener Hut kriecht filzern über mein Gesicht. «Mitgenommenwerden

18 Im Original: *und aller Art*

19 Merz: *Der Mann der Hitler nicht erschossen hat*, S. 30.

Aufforderung

Ihnen wird hiermit befohlen, an dem unter polizeilicher Aufsicht stehenden Arbeitsdienst in Deutschland teilzunehmen, und Sie haben sich infolgedessen am

[Datum nicht eingefügt]

im Hauptbahnhof Amsterdam einzufinden.

Als Gepäck darf mitgenommen werden:

- 1 Koffer oder Rucksack
- 1 Paar Arbeitsstiefel
- 2 " Socken
- 2 Unterhosen
- 2 Hemden
- 1 Arbeitsanzug
- 2 Wolldecken
- 2 Sätze Bettwäsche (Überzug mit Laken)
- 1 Eßnapf
- 1 Trinkbecher
- 1 Löffel
- 1 Pullover

und ebenfalls Reiseproviant für 3 Tage und die für diese Periode gültigen Bezugsscheine.

Es dürfen nicht mitgenommen werden: Wertpapiere, Devisen, Sparbücher usw. Wertgegenstände aller Art¹⁸ (Gold, Silber, Platin mit Ausnahme von Eheringen[)]- lebendiger Hausrat.

Wenn Sie dieser Aufforderung nicht Folge leisten, drohen Ihnen Strafmaßnahmen der Sicherheitspolizei.

Dieses Schreiben gilt als Reiseerlaubnis und gibt Ihnen zugleich das Recht, den genannten Zug kostenlos zu benutzen.

Im Auftrag
gez. Wörlein
SS. Hauptsturmführer.

darf, Doppelpunkt. Nichtmitgenommenwerden darf, auch Doppelpunkt.» Zum Schluß blieb die verlängerte Nase jenes Ratgebers auf dem Papier kleben, und im Namen des deutschen Götzen, dem Tod, gab er den schlechtesten Witz der Weltgeschichte zum besten: «Dieses Schreiben gilt als Reise-Erlaubnis und gibt ihnen das Recht, genannten Zug kostenlos zu benutzen.» Leider platzte mir die Pointe dazu aus meinem eigenen Mund: «Ich geh nicht.» Na da hätten sie diesen Gentleman hören sollen.»²⁰

Beim Warten trifft der Erzähler die junge Esther, die ihm schon früher in der Nachbarschaft aufgefallen war. Angesichts des bevorstehenden Abtransports stürzen sich die beiden zwischen den Gräbern eines jüdischen Friedhofs in ein flüchtiges erotisches Abenteuer. «Ach, was der Mensch alles kann, wenn er zwei Beine hat und zwei Köpfe dazu» – während der Erzähler fest entschlossen ist, unterzutauchen, geht er davon aus, daß Esther die «kostenlose» Reise antreten wird. Erst Jahre später erfährt er, daß sie nichts anderes vorhatte als er – daß sie sich im Amsterdamer Haus eines Steuerbeamten hinter einer «Theatertapete» verkroch und dort ausharrte, bis sie der Übermut oder die Ungeduld eines Tages auf die Straße trieb, um Tulpen zu kaufen. «Na, und den Rest weiß man ja», heißt es in schwer zu überbietender Lakonie: «Strafbaracke, Straftransport, Schornstein.»²¹

Konrad Merz' Mutter erging es nicht besser: Anfang 1943 wurde sie bei einer Razzia in seiner Wohnung verhaftet, nach Auschwitz verbracht und vergast. Bis dahin war es ihr gelungen, den Kontakt zu ihrem untergetauchten Sohn durch Briefe aufrechtzuerhalten, und noch im Dezember 1942 konnte sie ihm detailliert von einer glimpflich verlaufenen Wohnungsdurchsuchung berichten: «In letzter Zeit haben sie wieder viel geholt. Morgen soll der letzte Transport v. Westerbork²² vor Weihnachten abgehn. 4 Wochen soll wieder Ruhe sein. Schöne Zustände, was? Ich bin doch garnicht ängstlich, aber das hat mich doch furchtbar mitgenommen.»²³ Was später mit ihr geschehen war, erfuhr Merz erst 1945, nach den übermütigen Befreiungsfeiern, bei denen er nicht davor zurückschreckte, den deutschen «Totengräber» höchstpersönlich zu imitieren (*Abb. 10*).

Angesichts des Ausmaßes der Vernichtungen wieder mit dem Schreiben anzufangen, fiel Merz schwer. Auch die Fortsetzung des

20 Ebd., S. 31.

21 Ebd., S. 35.

22 In der Handschrift: *Westerburg*.

23 Brief vom 10.(?) und 14.12. 1942 an Kurt Lehmann. Eine Reihe von Dorothea Lehmanns Briefen findet sich im Marbacher Nachlaß, der letzte – die Daten lassen sich nicht eindeutig entziffern – wurde wahrscheinlich am 10. Februar 1943 geschrieben.

24 Konrad Merz: *Berliner, Amsterdamer und ach – Jude auch*. Memoiren aus neunzig Jahren, Bocholt und Bredevoort 1998, S. 110.

25 Max Horkheimer: *Der Entronnene*. In: *Gesammelte Schriften*, Bd. 6: *Zur Kritik der instrumentellen Vernunft und Notizen 1949–1969*. Hg. von Alfred Schmidt, Frankfurt/M. 1991, S. 404. Siehe hierzu auch: Dan Diner (Hg.): *Zivilisationsbruch. Denken nach Auschwitz*, Frankfurt/M. 1988.

26 Merz: *Berliner, Amsterdamer und ach – Jude auch*, S. 170.



Abb. 10
Konrad Merz auf einer
niederländischen Befrei-
ungsfeier im Mai 1945.
Auf der Rückseite des Fo-
tos notierte er handschrift-
lich: „ich als Hitler“.

Jurastudiums in Berlin war für ihn keine Option. Er blieb in Holland, ganz in der Nähe des Ortes, in dem er sich über zwei Jahre versteckt hatte, und ließ sich zum medizinischen Masseur ausbilden. Das war keine willkürliche Berufswahl, sondern eine Konsequenz aus der überlangen Isolation auf dem Dachboden. In der Enge seiner Zuflucht war ihm die Auseinandersetzung mit den Reaktionen des eigenen Körpers lebensnotwendig geworden. Am eigenen Beispiel hatte er den Zusammenhang von seelischen und körperlichen Leiden erfahren: «Ich hatte in den Zeiten des Wäscheschranks[...]mehrere Sorten Massage auswendig gelernt. Später inwendig und mit arbeitenden Händen. Dann mit meiner Frau zusammen. Wir konnten im Spital unseres Ortes die Abteilung Physiotherapie aufbauen, die es vorher nicht gegeben hatte.»²⁴

Spät erst fand Merz zur Literatur zurück. *Der Mann der Hitler nicht erschossen hat* war sein erstes Buch nach vier Jahrzehnten des Schweigens. Es folgte mit *Glücksmaschine Mensch* (1982), *Liebeskunst für Greise* (1992) und den Memoiren *Berliner, Amsterdamer und ach - Jude auch* ein beachtliches Alterswerk. Der Umstand, daß er seine Mutter nicht retten konnte, hat Merz traumatisiert. Er litt unter jenem Syndrom, das Max Horkheimer stellvertretend für viele, die der Shoa entkommen waren, beschrieben hat: «Ich soll an mir noch Befriedigung, Frieden finden, da mein Leben doch den sinnlosen, unverdienten Zufall, das Unrecht, die Blindheit des Lebens überhaupt bezeugt, da ich mich schämen muß, noch dazusein.»²⁵ Konrad Merz formulierte das einfacher, knapper, aber nicht weniger eindringlich: Er sei ein «Überlebender, der zu lebenslänglich verurteilt» wurde.²⁶

Bildnachweis: DLA Marbach,
 Nachlaß Konrad Merz, Fotos:
 Chris Korner.

Übersetzungen aus dem Niederländischen von Herman Moens

CARSTEN DUTT / PETER KÖNIG / DIETER TEICHERT

Die Ideengeschichte und ihre Nachbardisziplinen

Internationales Symposium im Deutschen Literaturarchiv Marbach
26. – 28. September 2008

Das neuerwachte Interesse an der *Ideengeschichte* (*history of ideas*, *histoire des idées*, *storia delle idee*) gibt Anlaß, eine möglichst genaue und übersichtliche Bestandsaufnahme der Errungenschaften, Probleme und Entwicklungsmöglichkeiten dieser Tradition historischer Forschung in Angriff zu nehmen:

- Welche Erkenntnisse ließen und lassen sich allein mit ideenhistorischen Mitteln gewinnen?¹
- Welchen Nutzen ziehen andere Ausrichtungen der historischen Geisteswissenschaften und darüber hinaus systematische Disziplinen wie die Philosophie oder die Soziologie aus diesen Erkenntnissen?
- Wie gebraucht ihrerseits die Ideengeschichte Erträge historischer und systematischer Disziplinen?
- Welche Formen und Funktionen der Interdisziplinarität bzw. Transdisziplinarität hat sie unter dem ihr eigenen Anspruch einer transegmentären Rekonstruktion Epochen-, Kultur- und Diskursgrenzen übergreifender Ideenentwicklungen etabliert?
- Welche Spezialisierungen thematischer oder methodischer Art hat die Ideengeschichte hervorgebracht, und welche Standards der Analyse und Darstellung sind durch sie verbindlich geworden?
- Welche theoretisch-methodologischen Debatten, Dissense und Konsense haben die Geschichte der Disziplin geprägt?
- Auf welchen gegenstandstheoretischen und welchen erkenntnistheoretischen Prämissen beruht ihre Methodologie heute?
- Läßt sich überhaupt von einer randscharf konturierten Disziplin auf geklärten Grundlagen sprechen, oder bezieht sich das Etikett «Ideengeschichte» nicht vielmehr auf eine ebenso vielfädige wie lockere Textur durchaus heterogener Fragerichtungen und Verfahrensweisen?
- Und täuscht nicht auch die mühelose Übersetzbarkeit des Terminus über gewichtige Differenzen hinweg? Verdeckt sie nicht zahlreiche Sonderentwicklungen und damit Potentiale des wechselseitigen Lernens von *Ideengeschichte*, *histoire des idées*, *storia delle idee* und *history of ideas*, die in unterschiedlichen akademischen Kulturen und Wissenschaftstraditionen auf unterschiedlich verfaßte Nachbardisziplinen bezogen sind?

Diese Fragen führen auf das Desiderat einer Komparatistik des ideenhistorischen Feldes, deren wissenschaftstheoretische und wissenschaftshistorische Analysen die ideenhistorische Praxis in um-

sichtiger Weise über prozedurale Gemeinsamkeiten und Unterschiede, systematische Probleme und noch unausgeschöpfte Potentiale orientieren könnten. Daß sich diese Komparatistik nicht durch eine Zentralinstanz herstellen, sondern nur im Dialog der Praktiker, die über eine Vielzahl einschlägiger Kenntnisse und Spezialkompetenzen verfügen, erarbeiten läßt, liegt auf der Hand. Ebenso, daß verlässliche Orientierung auf Kritik von außen angewiesen ist. Ideenhistorikerinnen und Ideenhistoriker sollten also daran interessiert sein, sich mit Systematisierungen der Historie zu konfrontieren, die den Anspruch erheben, die Ideengeschichte abzulösen.

In diesem Sinne wird das anzuzeigende Marbacher Symposium Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus Großbritannien, den USA, Frankreich, Italien und Deutschland zu einem Expertengespräch über die Ideengeschichte und ihre Nachbardisziplinen zusammenführen. Es soll der genetischen und systematischen Selbstaufklärung einer international ausgreifenden und dementsprechend vielgestaltigen Forschungsstradition dienen und die für sie charakteristischen Formen der Transgression von Disziplinengrenzen und des interdisziplinären Austauschs reflektieren.

Neben der in den USA und in Italien schon des öfteren diskutierten und freilich auch dort nicht einheitlich gesehenen Zuordnung von Ideengeschichte und Philosophiegeschichte² soll vor allem das Zusammenwirken von Ideengeschichte und Literaturgeschichte, Ideengeschichte und Kunstgeschichte sowie Ideengeschichte und Mediengeschichte zum Gegenstand komparatistischer Rekonstruktionen werden.

Darüber hinaus wird das Verhältnis der Ideengeschichte zu anderen Integrationsdisziplinen historischer Forschung zu erörtern sein. Man denke für den deutschsprachigen Bereich an die ehemals höchst wirkungsmächtige *Geistesgeschichte* in der Nachfolge Diltheys, für den angloamerikanischen Bereich an das ungebrochen erfolgreiche Projekt der

intellectual history. Welchen Einfluß, so wird zu fragen sein, haben die Begriffsschemata und die Untersuchungsmethoden der *Geistesgeschichte* auf die Ausbildung der angelsächsischen *history of ideas* ausgeübt?³ Inwiefern konvergieren und inwiefern divergieren die jeweiligen Syntheseansprüche und der Gebrauch hoch aggregierender Konzepte von untersuchungsgegenständlichen Schulen, Richtungen, -ismen, intellektuellen Strömungen und Epochen? Analog ist das Verhältnis von Ideengeschichte und *intellectual history* zu befragen: Inwiefern bleibt die *intellectual history* der Gegenwart auch dort auf Kategorienbildungen und historiographische Muster der *history of ideas* angewiesen, wo sie den überlieferten Disziplinennamen in der Meinung zu vermeiden sucht, daß er in die Irre, nämlich zu einer Auffassung führe, «welche die Gegenstände der Disziplin als autonome und reine Abstraktionen des Geistes definiert».⁴

Seit den 1960er Jahren sind Nachbardisziplinen der Ideengeschichte entstanden, die sich dezidiert als Nachfolgedisziplinen verstehen – sei es, daß sie wie Foucaults *diskursanalytische Archäologie* «die Preisgabe der Ideengeschichte, die systematische Zurückweisung ihrer Postulate und Prozeduren» propagieren⁵, sei es, daß sie den Anspruch erheben, ideengeschichtliche Erkenntnisziele in material breiter basierten, analytisch feinmaschigeren und explanatorisch ergiebigeren Untersuchungsverfahren aufzuheben. Man denke für den deutschsprachigen Bereich an Reinhart Kosellecks Verbindung von Sozialhistorie und *Begriffsgeschichte* oder an Niklas Luhmanns systemtheoretisch unterbaute Fortentwicklung der *Wissenssoziologie*, die beide nach den gesellschaftsstrukturellen Bedingungsbeziehungen tiefgreifender Umformungen überlieferten Ideengutes fragen.⁶ Keine besonnene Option für Ideengeschichte kann heute die Existenz dieser programmatisch alternativen bzw. programmatisch umfassenderen Forschungsprogramme ignorieren. Ebenso wenig kann sie Wissenschaftsentwicklungen wie der *new cultural history*, der Renaissance der

Problemgeschichte oder dem Boom der *historischen Metaphorologie* aus dem Wege gehen. Ideenhistorikerinnen und Ideenhistoriker sind auf eine Klärung des Verhältnisses ihrer Arbeit gerade auch zu diesen Nachbardisziplinen angewiesen. Die Zukunft der Ideengeschichte wird entscheidend davon abhängen, in welchem Maße es gelingt, ihre Eigenständigkeit und Produktivität im System der Geistes- und Kulturwissenschaften auszuweisen. Das Marbacher Symposium wird dazu beitragen, indem es die Theoriegrundlagen und Vorgehensweisen der Ideenhistorie – von der Begriffsbildung bis zur konkreten Geschichtserzählung – zum Gegenstand komparatistischer Analysen und Reflexionen macht. Dies soll in drei Sektionen geschehen:

1. Die Ideengeschichte im System der Geistes- und Kulturwissenschaften
2. Die Ideengeschichte und andere Integrationsdisziplinen der Historie
3. Ablösung der Ideengeschichte durch Begriffsgeschichte, Diskursanalyse oder Wissenssoziologie?

Das Tagungsprogramm und weitere Informationen werden ab Juni 2008 auf der Homepage des Deutschen Literaturarchivs Marbach abrufbar sein: www.dla-marbach.de

Anmeldungen unter: wollg@dla-marbach.de

- 1 Der locus classicus dieses Anspruchs und des mit ihm verknüpften Postulats der Überwindung von Disziplinengrenzen ist das Einleitungskapitel von Arthur O. Lovejoys Buch *The Great Chain of Being* (1936): «Ideengeschichte – soweit man von ihr im Indikativ des Präsens sprechen kann – ist [...] der Versuch einer historischen Synthese; aber das heißt nicht, daß sie eine bloße Anhäufung von Fakten, und noch weniger, daß sie eine umfassende Vereinigung aller historischen Disziplinen anstrebt. Sie befaßt sich nur mit bestimmten geschichtlichen Faktoren, und auch nur insoweit, als diese gleichzeitig in normalerweise als getrennt angesehenen Bereichen des Geisteslebens wirksam sind; und sie interessiert sich vor allem für die Prozesse gegenseitiger Beeinflussung, die zwischen ihnen stattfinden. Dieses Vorhaben [...] würde dazu beitragen, Breschen in die Mauern zu schlagen, welche im Verlauf eines an sich lobenswerten Strebens nach Spezialisierung und Arbeitsteilung in den meisten Universitäten zwischen Forschungsbereichen aufgerichtet worden sind, deren Arbeit eigentlich aufeinander abgestimmt werden müßte.» Zit. nach der deutschen Übersetzung von Dieter Turck: *Die große Kette der Wesen*. Frankfurt/M. 1985, S. 27.
- 2 Vgl. etwa Paul Oskar Kristeller: *History of Philosophy and History of Ideas*, in: *Journal of the History of Philosophy* 2 (1964), S. 1-14; Maurice Mandelbaum: *The History of Ideas, Intellectual History, and the History of Philosophy*, in: *History and Theory. Studies in the Philosophy of History*. Suppl. 5, 's-Gravenhage 1965, S. 33-66; Pietro Piovani: *Filosofia e storia delle idee*, Bari 1965. Für den deutschen Sprachraum fehlt bis heute eine gründliche Erörterung des Zusammenhangs von Philosophiegeschichte und Ideengeschichte.
- 3 Einige Hinweise hierzu bei Gerhard Masur: *Wilhelm Dilthey and the History of Ideas*, in: *Journal of the History of Ideas* 13 (1952), S. 94-107.
- 4 Vgl. Warren Breckman: *Konzeption und Geschichte des Journal of the History of Ideas*, in: *ZIG* 1/2007 H. 1, S. 106-113, hier S. 107.
- 5 Michel Foucault: *Archäologie des Wissens*. Aus dem Französischen von Ulrich Köppen. Frankfurt/M. 1973, S. 197.
- 6 Vgl. Reinhart Koselleck: *Begriffsgeschichten*. Frankfurt/M. 2006; Niklas Luhmann: *Gesellschaftliche Struktur und semantische Tradition*, in: ders.: *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*. Bd. 1. Frankfurt/M. 1981, S. 9-71.

Literatur und Aufklärung

*Roland Galle/Helmut Pfeiffer (Hg.):
Aufklärung (= Romanistisches Colloquium XI),
München: Fink 2007, 557 S.*

Der jüngste Band der seit 1980 bestehenden Reihe Romanistischer Kolloquien verheißt auf seinem Umschlag «Aufklärung». Unter dieser Überschrift tritt uns eine Frauenfigur entgegen, die Schreibfeder in der linken, einige leere Blätter in der rechten Hand, den Blick zum Himmel gerichtet, zu ihren Füßen ein aufgeschlagenes Buch. Es handelt sich dabei um die in der Mitte des 18. Jahrhunderts von dem Bildhauer Lambert-Sigisbert Adam geschaffene Skulptur «La Poésie». Auch wenn der nüchterne Titel «Aufklärung» noch keine weitere Spezifizierung ausweist, so illustriert der Buchumschlag doch auf treffende Weise die leitende Frage der Herausgeber: Was sagt uns die Dichtung über die Aufklärung, oder können wir sogar von einer Literatur der Aufklärung sprechen?

Diese Themenstellung trägt allerdings ihre eigenen Schwierigkeiten in sich. Denn im Gegensatz zu Epochen- oder Stilbegriffen wie Klassik, Romantik oder Realismus definiert sich «Aufklärung» im wesentlichen nicht unter Rückgriff auf ästhetische Kategorien. Mehr noch als die Renaissance, die wesentliche Impulse auch der Kunst verdankt, steht die Epochenbezeichnung «Aufklärung» für ein neues philosophisches, wissenschaftliches und politisches Denken, mit dem wir künstlerische Hervorbringungen erst in zweiter Linie verbinden. Ist es angesichts dessen methodisch sinnvoll, die Literatur der Epoche von einer näher zu bestimmenden ideen-, diskurs- oder wissenschaftsgeschichtlichen Gesamtcharakteristik zu trennen, um beide anschließend wiederum in ein Verhältnis zu setzen? «Die

Autoren der Aufklärung», so die Herausgeber in ihrem Vorwort, bezögen sich ihrerseits auf ein nicht weiter spezifiziertes «Projekt der Aufklärung selbst». Das «diskursiv artikulierte Selbstverständnis der Aufklärung», wie wir es in theoretischen Texten finden, würde in «spezifischen Reflexionsmodi und fiktionalen Szenarien» nicht nur kritisiert und unterlaufen, sondern gewissermaßen fortgesetzt und stellvertretend vollendet. Wenn man so will, ist dies eine überaus elegante Lösung für das unter dem Schlagwort des «unabgeholten Potentials der Aufklärung» nachhaltig diskutierte Problem ihrer ungelöst gebliebenen Versprechungen. Allerdings steht diese Interpretation quer zu dem, was in der Epoche der Aufklärung selbst unter dem Titel der «Künste und Wissenschaften» zusammengehörte: Die Künste wurden nicht als Ersatz für fehlende Artikulationsmöglichkeiten der Wissenschaften verstanden, sondern gleich diesen als Agenten für die menschliche Selbstdeutung, für moralischen Fortschritt und gerechtere Institutionen.

Unter diesen Prämissen verwahren sich einige Autoren des Bandes zu Recht gegen die – im übrigen auch etwas in die Jahre gekommene – Tendenz, Literatur als bloßes Vehikel, sozusagen als Propagandamaschine zur Verbreitung aufklärerischer Ideen zu begreifen. Die Skala möglicher Beziehungen zwischen Literatur und einer aufklärerischen Diskursordnung wird in dem Sammelband in allen denkbaren Schattierungen durchgespielt: von der wechselseitigen Ergänzung bis zur gegenseitigen Unterminierung. Eine höchst spannende Betrachtung widmet Friedrich Wolfzettel der ästhetischen Selbstwiderlegung der Aufklärung in der sowohl pro- als auch antiaufklärerischen Funktionalisierbarkeit ästhetischer Formen wie des Märchens. Wo es um den kritischen Selbstbezug der Aufklärung geht, ist ein Beitrag zu Gianbattista Vico erwartbar. Hier stammt er von Winfried Wehle, der Vico als Anwalt der radikalen Aufklärungskritik skizziert. Dabei bringt Wehle die Literatur mit dem Argument ins Spiel, der Rhetorikprofessor Vico habe sei-

ne über die eigene Zeit hinausweisenden Einsichten «doppelt und gegenläufig diskursiviert», mithin sein «gewagtes Bekenntnis zu einer Gegenvernunft im Zeitalter der Vernunft» im Gegenzug zum rasonierenden Gestus seines Stils «beständig poetisch dekonstruiert». Hier, wie auch in anderen Beiträgen des Bandes, ist es ein kurzer Weg von der Aufwertung der Literatur zu einem aufklärungskritischen Medium hin zur ausdrücklichen oder impliziten Formulierung ihres Suprematieanspruches. Sollte tatsächlich Literatur uns der Lösung eines Rätsels namens Aufklärung näher bringen?

Die Beiträge des Bandes behandeln diese Problematik auf sehr unterschiedliche und gelegentlich sogar gegensätzliche Weise. Rainer Warning vertritt am prononciertesten die These vom «Ausweg» in die Literatur. Er interpretiert drei große Briefromane der Epoche – Rousseaus *Nouvelle Héloïse*, Richardsons *Clarissa* und Laclos' *Liaisons dangereuses* – im Hinblick auf die in ihnen dargestellte Glückserfahrung vor dem Hintergrund der zeitgenössischen und, so Warnings Ausgangsthese, dilemmatischen Glücksphilosophie. Denn alle Versuche, die Vereinbarkeit zwischen Glück und Tugend konzeptuell zufriedenstellend zu lösen, seien im 18. Jahrhundert gescheitert. Gelöst wurde dieses Dilemma in der Tat erst mit der Kantischen Philosophie, allerdings nicht im Wege einer (von Warning in Hinsicht auf Kant völlig zu Unrecht behaupteten) «Rethelogisierung». Während im Verlauf des 18. Jahrhunderts «der aufklärerische Diskurs immer wieder abzudanken sich gezwungen sieht», findet in den drei Briefromanen, wie Warning in seinen Interpretationen anschaulich vorführt, eine imaginäre und momenthafte Befriedigung des individuellen Glücksverlangens der Briefe schreibenden Protagonisten statt. Glück finden sie in der von Warning immer wieder beobachteten Ausdehnung des Schreibaktes selbst, im Schreiben «als Ort des sich ausagierenden Imaginären». Der Bezug der Romandeutung zum Stand der theoretischen Reflexion über das Verhältnis von Glück und Tugend im

18. Jahrhundert bleibt allerdings vage, und den Ausweg in die Literatur kann Warning nur dank einer systematischen Blickverengung wählen, nämlich der auf das individuelle und hier wiederum namentlich das Liebes-Glück. Warning mag insoweit recht haben, daß Glück kein «Programmbegriff» der militanten Aufklärung war, als das 18. Jahrhundert keine gesellschaftsutopischen Programmatiken entfaltete. Allerdings ist gerade die Aufklärung durch und durch vom Glücksstreben durchdrungen, sowohl in gesellschaftlicher und politischer Hinsicht als auch im Hinblick auf die Erreichung eines individuellen, hedonistischen Glückes. Dabei ist die literarische Exploration der individuellen Glücksmöglichkeiten nur eine Variante neben anderen in unterschiedlichen diskursiven Registern. Alleine das Werk Rousseaus steht für die unterschiedlichen Formen, wie das Thema Glück auf theoretischer, literarischer und autobiographischer Ebene durchgespielt werden konnte.

Kein Zufall daher, daß Rousseau, dessen literarische Strategien seinen Interpreten bis heute Rätsel aufgeben, Gegenstand mehrerer Beiträge des Bandes ist. So auch bei Karlheinz Stierle, der die Beziehung zwischen Narration und Reflexion an den Ausgangspunkt seines Aufsatzes über «Ursprung und Supplement in Rousseaus *Discours de l'inégalité*» setzt. Stierle greift darin das für das 18. Jahrhundert schon vielfach bearbeitete Thema der «Ursprungserzählung» auf. Ursprungsfragen näherte man sich in der Form genealogischer Narration, indem systematische Überlegungen etwa zur Entstehung der menschlichen Sprache und ihrer Vielfalt in die verzeitlichende Form von Erzählungen gekleidet wurden, die sich einer imaginären Situation (etwa des isoliert aufwachsenden Kindes) oder der Erkenntnisse der im Entstehen begriffenen Anthropologie bedienten. Unter diesen Ursprungserzählungen ist, wie Stierle zu Recht bemerkt, Rousseaus Diskurs über die Ungleichheit eine der komplexesten. Die große Frage Rousseaus nach den Bedingungen für den Anfang der kulturellen Ent-

wicklung, die Entstehung der Gesellschaften und der sich daraus ergebenden Ungleichheit, von politischer Herrschaft und mit ihr der Ungerechtigkeit, wird von der Forschung überwiegend mit Verweis auf die Qualität der «perfectibilité» beantwortet, der menschlichen Fähigkeit, sich im Guten wie im Bösen zu vervollkommen. Dagegen betont Stierle auf seltsam eindimensionale Weise die der Vervollkommnungsfähigkeit komplementäre negative Seite, nämlich die mangelnde Instinktgebundenheit des Menschen, welche ihn zum Ersatz der fehlenden Fertigkeiten nötigt. Stierle setzt also den Deutungen des Rousseauschen Naturzustandes als einer Situation der Fülle und bedürfnislosen Zufriedenheit die des Menschen als eines Mängelwesens entgegen. Dieser «Mangel» und die Notwendigkeit des «Ersatzes» sind es, welche nach Stierles Deutung die menschliche Geschichte in Gang bringen.

Nach Lektüre dieses Beitrages bleibt allerdings auf eklatante Weise unverständlich, wie Rousseau je zu dem Philosophen des moralisch guten Naturmenschen stilisiert werden konnte, als der er in die Ideengeschichte Eingang gefunden hat. Denn die kulturelle und gesellschaftliche Entwicklung, wie sie im *Zweiten Diskurs* rekonstruiert wird, wird in Rousseaus Darstellung nicht durch den Mangel in Gang gebracht: Nach einer überaus langen Dauer des vorzivilisatorischen In-sich-Ruhens sind es die mit der Vergesellschaftung entstehenden Leidenschaften und Begierden, die schließlich die Menschen aus ihrer Genügsamkeit hinaustreiben und die mitnichten Reaktionen auf den Mangel sind. Der Rousseausche Naturmensch entwickelt seine über die natürlichen Bedürfnisse hinausgehenden Begierden gerade nicht aus einer Defizienz der Bedürfnisbefriedigung. Dieser Unterschied zwischen Bedürfnissen und Begierden ist es, was man bei Rousseau die «anthropologische Differenz» nennen könnte, die Stierle jedoch einebnet. Ganz gewiß läßt sich die Logik der Rousseauschen Erzählung mit dem Konzept der Supplementarität beschreiben,

und auch seine Theorie der Kulturentwicklung kann man auf genau diesen Nenner bringen – der von Stierle zu seinem eigenen Vorläufer herabgestufte Derrida hat mit der «différance» eine Matrix auch für die Deutung des Verhältnisses von Natur und Kultur geliefert. Es erstaunt daher sehr, daß Stierle die Form ursprünglicher Negativität, von der er nicht anders als Derrida ausgeht und die er in subtilen Interpretationen entfaltet, auf die anthropologische Kennzeichnung eines Mangels reduziert, aus dem sich spätere Theorien des Mängelwesens wie die Gehlens speisen mögen, nicht aber Rousseaus Kulturtheorie.

Gerade das Beispiel Rousseaus zeigt aber auch hier wieder, daß es letztlich unmöglich ist, im Hinblick auf eine sogenannte Aufklärungsliteratur die philosophischen «Gehalte» von ihrer literarischen «Form» zu trennen. Selbst Klaus W. Hempfer, der sich innerhalb des in diesem Band vorgeführten Spektrums noch in der größten Nähe zu einer auch von ihm abgelehnten rein illustrativen oder didaktischen «Vehikelfunktion» der Literatur bewegt, betont in seinem Aufsatz «Zum Verhältnis von ‹Literatur› und ‹Aufklärung›» die These, «daß die Spezifität von Aufklärungsliteratur wohl nicht so sehr in einer wie auch immer zu bestimmenden Konterdiskursivität bzw. in einer Irritation der Wissenskonfigurationen durch die fiktionalen Inszenierungen zu situieren ist, sondern daß sich Aufklärungsliteratur gerade dadurch charakterisiert, daß in bis dato unbekannter Weise das Ästhetische zur Funktion im Hinblick auf die Durchsetzung eines neuen Denk- und Wirklichkeitsmodells wird». Anders gesagt: Madame La Poésie notiert auf ihren Seiten nicht, was die Aufklärung nicht bedacht hat, sondern Aufklärung ist auch das, was in ihren Büchern steht.

Universen der Gelehrsamkeit

Frank Grunert/Friedrich Vollhardt (Hg.),
*Historia literaria. Neuordnungen des
Wissens im 17. und 18. Jahrhundert*,
Berlin: Akademie 2007,
278 S.

Wie entwickelt, organisiert und sichert man den Erwerb von Wissen? Mit dieser Frage sah sich eine barocke Gelehrtenkultur konfrontiert, die ihre Inhalte disziplinär in Kontinuität wie gegenüber Neuerungen offen vermitteln und weitergeben wollte. Sie schuf sich dafür das eigenartige Universalmodell der *historia literaria*, die als eine spezifische «Geschichte der Gelehrsamkeit» konzipiert war. Neben eine kirchlich oder weltlich orientierte Historiographie (*historia ecclesiastica* bzw. *civilis*) trat so eine dritte Form geschichtlicher Medialisierung, um überliefertes und zu überlieferndes Wissen zu strukturieren. Die wesentlich durch Francis Bacons Schrift *Of the proficience and advancement of learning* (1605) angeregte Repräsentationsform einer *historia literaria* zielte weniger auf die Autorisierung individueller Gelehrsamkeit als auf die daran gebundenen gelehrten Fakten, ihre Voraussetzungen und Kontexte. Das Ziel der Vermittlung sollte nach Bacon der Gewinn wissenschaftlichen Fortschritts sein, der seinerseits ausdrücklich auch einen gesellschaftlichen bzw. politischen Fortschritt generieren sollte.

Das Problem eines derart enzyklopädisch angelegten Projektes, das zeitgenössisch hoch gepriesen und in Jöchers *Gelehrten-Lexikon* von 1715 geradezu als eine «Mode-Wissenschaft» eingeschätzt wurde, war seine Durchführbarkeit. Mit der sachlichen Umsetzung mußte man zwar nicht die grundsätzliche Hoffnung aufgeben, daß eine umfassende

«Geschichte der Gelehrsamkeit» durch die kollektiven Bemühungen vieler Gelehrter irgendwann einmal abgeschlossen werden könne, doch in der Praxis begnügte man sich notgedrungen mit pragmatischen Lösungen, die sich aus dem akademischen Lehrbetrieb und den grundständigen Orientierungsbedürfnissen des akademischen Nachwuchses ergaben. Faktisch entstanden so in hohen Auflagen gedruckte thematische Handbücher, die sich etwas uneindeutig zwischen elementarer Propädeutik und Informationen für Gelehrte, zwischen Lehrbuch und Nachschlagekompendium ansiedelten. Das von der historischen Rubrizierung her nahegelegte geschichtsschreiberische Moment tritt faktisch in den Hintergrund. Entsprechend dieser komplexen Sachlage sind die Texte als funktional weitgefächert zu analysieren und als Medien zu bewerten.

Der anzuzeigende Sammelband eröffnet monographische Perspektiven, in denen die unterschiedlichen sachlichen und funktionalen Aspekte des Phänomens *historia literaria* beschrieben und damit zugleich die Umrisse einer interaktiven Gelehrsamkeitsgeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts sichtbar gemacht werden können. Der erste systematische Einstieg in ein vergessenes und auch verlorenes Genre, das einmal ein vorzügliches Mittel zur Etablierung und Stabilisierung der Gelehrtenkultur und ihrer Wissensordnung(en) war, ist selbst wiederum von der enzyklopädischen Denkfigur angeregt. Die Forschungen der Beiträgerinnen und Beiträger geben der *historia literaria* jenen ideengeschichtlichen Eigenwert zurück, den sie einmal besessen hat.

Es galt also, das Bestandswissen über eine bestimmte frühneuzeitliche Phase der Wissensorganisation zu ordnen. Dabei drängt sich ein gewisser Parallelismus auf: Was für das 18. Jahrhundert das *collegium historico-literarium* mündlichen Vortrags und späterer Drucklegung war (etwa Nikolaus Hieronymus Gundlings gedruckte Vorlesungen, Bremen 1738), wird heute von Forschungstagungen und

Sammelbänden repräsentiert. Im hier zu besprechenden Falle umfaßt die gut ausgestattete Publikation zwölf z. T. umfängliche Beiträge, die ihrerseits auch ein überzeugendes Stück heutiger Gelehrsamkeitsgeschichte sind. Sie verteilen sich auf drei thematisch etwas dürr lemmatisierte Bereiche – «Konzepte und Programme» (I), «Praktiken und Ausführungen» (II), «Alternativen und sachliche Nachbarschaften» (III) – sowie einen «Epilog» (IV), der eine nur fünfseitige, allerdings gewichtige, weil selbstreflexiv forschungskritische Schlußbemerkung Ulrich Johannes Schneiders umfaßt, die noch einmal im präzisierenden Rückblick aufnimmt, was die Herausgeber des Bandes in ihrer Einleitung als Aufriß des Projektes eher flüchtig skizzieren.

Die Grundlagen für die Entstehung der *historia literaria* werden eingangs von Anette Syndikus zwar materialreich erarbeitet, sie bleibt aber analytisch in der Faktenfülle stecken. Der ganzheitliche Umgang mit dem enzyklopädistischen Gegenstandsbereich fordert seinen Preis. Merio Scattula versucht im Anschluß gleich eine erste funktionale Verortung, indem er die Gelehrteneschichtsschreibung als pragmatisches Derivat (*historia pragmatica*) in den Horizont der allgemeinen Historiographie rückt und die zugehörigen zeitgenössischen Argumentationskontexte aufarbeitet, deren Logik und Topik uns fremd geworden sind. Scattula macht aber vor allem deutlich, weshalb die *historia literaria* im 18. Jahrhundert ihr Ende findet. Sie beschreibt und erzählt nur, wie auch die Historiographie der Zeit. Das kausalisierte Erklären oder Verstehen der modernen Geschichtsschreibung ist ihr noch fremd. Mit deren Entstehen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist für ein lediglich deskriptives Narrativ gelehrten Wissens kein Platz mehr. Frank Grunert beschäftigt sich kenntnisreich und facettenreich mit der moralischen Dimension der Gelehrsamkeitsgeschichte, wie sie sich schon aus einer als Teildisziplin der praktischen Philosophie verstandenen *historia literaria* ableitet. Sie konkretisiert sich,

was nahe liegt, über die Qualität der Bücher, die von den Gelehrten geschrieben worden sind, betrifft aber auch den Diskurs über die Gelehrsamkeit selbst, die mit Moral verschränkt wird. Den Abschluß der Sektion bilden die leider nur knappen Bemerkungen Helmut Zedelmaiers, der für Leibniz und Christian Wolff eine Pragmatisierung des Genres zwischen Fortschrittsidee und Erfindungskunst konstatiert.

Den Rahmungsbeiträgen folgen exemplarische Ausfüllungen des thematischen Wirkungsdispositivs, die sich z. T. überschneiden und Redundanzen erzeugen. Herbert Jaumann erörtert kritisch und methodisch engagiert, wie die *historia literaria* gelehrt, besonders auch periodische Sammlungsformen von Wissen generiert, deren Klassifikation nicht leichtfällt. Es wird deutlich, welche Probleme verschüttete Textpotentiale der frühen Neuzeit aufwerfen, nicht zuletzt weil für ihre Erschließung Begrifflichkeiten fehlen bzw. gefunden werden müssen. Martin Gierl widmet sich der gelehrten Streitkultur des 18. Jahrhunderts im Hinblick auf den kritischen Ablösungsprozeß der Aufklärung von den alten, homolog sammelnden Wissensordnungen. Aufgeklärtes Wissen kann nicht mehr autoritär gesetzt, es muß erklärt werden. Heumanns *Conspectus reipublicae literariae* (1718), eine *historia literaria*, die sich ihrerseits – wie zahlreiche Neubearbeitungen durch das ganze 18. Jahrhundert belegen – in Gehalt und Praxistauglichkeit als ein gegenüber aufklärerischen Impulsen offenes Lehrbuch erwies, wird mit methodologischem Längsschnittinteresse von Sicco Lehmann-Brauns untersucht. Die detaillierte Vorstellung des historischen Textangebots und seine Kontextualisierung in Hinsicht auf eine wissenschaftsgeschichtliche Entwicklungsperspektive bringen das einst hochgeschätzte Lehrwerk anschaulich zur Sprache und verleihen den ausgreifenden theoretischen Überlegungen Kontur. Eine Fülle an Informationen bietet der Beitrag von Hanspeter Marti, der sich im Formulierungsfeld der *historia literaria* für den Wissens-

transfer in die sich kulturpolitisch traditionell abgrenzenden katholischen Länder des Reiches zur Zeit der Spätaufklärung interessiert. Im Zugriff auf wenig geläufiges Terrain wird der Konfessionalismusforschung eine nicht unwichtige Facette eingefügt.

Die dritte Sektion erörtert in drei Fallstudien weitgehend vergessene Formen der Wissensthematisierung außerhalb oder zumindest am Rande der *historia literaria*. Der Rolle von Buch und Büchern in Andreaes *Christianopolis* widmet sich ausführlich Dirk Werle und rückt damit imaginierte Bibliotheken in den Blick: Obwohl Buchbesitz und Bibliothekszugriff den frühneuzeitlichen Gelehrten prinzipiell noch auszeichnen, ist das Druckmedium längst auch suspekt, weil die Gefahr seiner inkompetenten und nur replikativen Nutzung nicht nur droht, sondern bereits als Realität empfunden wird. Daß Bücher nur aus Büchern und über Bücher geschrieben werden, war offenkundig schon eine kulturkritische Erfahrung früherer Epochen. Andreae entwickelt daraus das enzyklopädische Gegenkonzept des «einen Buchs», in dem alles vergangene, gegenwärtige und zukünftige Wissen schon steht (in: *Fama fraternitatis* [...], hg. R. van Dülmen, 1973, S. 35).

In einer zweiten Fallstudie beschäftigt sich Ralph Häfner mit der interdisziplinären Intellektualitätsgeschichte. Er macht verdienstvoll auf Johann Albert Fabricius (1668–1736) aufmerksam, der sich als Philologe der Literaturkritik zuwandte. Fabricius edierte die Werke des französischen Protestanten Paul Colomiès (1638–1692), dessen essayistische Kommentierungsart von Texten ihm für seine eigenen Arbeiten vorbildhaft wurde. Die Studie macht deutlich, welche Lücken noch immer in der analytischen Erforschung einer älteren Literaturwissenschaft und ihrer Einbindung in die Tradition der *historia literaria* bestehen.

Die abschließende Fallstudie macht ebenfalls auf eine charakteristische Forschungslücke aufmerksam: Guido Naschert setzt sich mit Jean Jacques

Barthélemys (1716–1795) *Voyage du jeune Anarcharsis en Grèce* auseinander, einem «der größten Bucherfolge des gelehrten Europa im Ausgang der Frühen Neuzeit» (S. 231). 1788 erschienen, vermittelt der von Neuhumanismus und Neoklassizismus bestimmte Reiseroman, der bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts hochgeschätzt wurde, an einer Epochenschwelle gelehrtes Wissen enzyklopädisch in narrativierter Form. Der Text ist aber konzeptionell so angelegt, daß er keine kontinuierlich fortschreitende Lektüre voraussetzt, sondern lexikographisch genutzt und selektiv rezipiert werden kann. Antikes Wissen wird neu geordnet und über ein landeskundliches Erzählmodell atmosphärisch interessant gemacht. Die Wiederentdeckung des Textes und seine ausführliche Analyse sind ein attraktiver Beitrag zum Formierungsverständnis von Bildung um 1800.

Insgesamt überzeugt der Sammelband durch die Qualität der Beiträge, die durchweg materialintensiv, zumeist auch impulsgebend angelegt sind. Es wird ein sehr anregender Einblick in die frühneuzeitlichen, vormodernen Formen der Wissensordnung und Wissensvermittlung gegeben, der uns fremd gewordene, aber ideengeschichtlich wichtige Perspektiven erschließt. Die *historia literaria* taucht aus den Überschichtungen und Verdrängungen der «modernen» (Geistes-)Wissenschaften wieder auf und erscheint als eine spannende Umbruchphase des Wissens und der Intellektualität, aus der die Aufklärung aufwachsen konnte. Es ist das Verdienst einer engagierten Forschungsgruppe, die wissenschaftsgeschichtlichen Konstellationen der barocken Epochenzone aufgearbeitet zu haben. Materialreichtum und analytische Kraft machen den Band zu einem unverzichtbaren Basiswerk, auf das sich jede weitere Beschäftigung mit dem Sujet in Zukunft beziehen muß.

DANIEL MORAT

Neues vom Alten

Zwei Biographien zu Ernst Jünger

*Helmuth Kiesel: Ernst Jünger.
Die Biographie, München:
Siedler 2007, 715 S.*

*Heimo Schwilke: Ernst Jünger.
Ein Jahrhundertleben,
München/Zürich:
Piper 2007, 623 S.*

Als Ernst Jünger im Februar 1998 im Alter von knapp 103 Jahren starb, fiel in den Nachrufen wohl kein Begriff häufiger als der der «Jahrhundertgestalt». Tatsächlich legen schon Jüngers biblisches Alter und die Tatsache, daß er als 1895 Geborener alle deutschen politischen Regime des 20. Jahrhunderts persönlich erlebt hat, nahe, sein Leben in besonderer Weise auf die Geschichte dieses Jahrhunderts zu beziehen. Als «Jahrhundertgestalt» wird Ernst Jünger nun auch in den Klappentexten zweier neuer Biographien bezeichnet, die knapp zehn Jahre nach seinem Tod erschienen sind und – nach der ersten, eher kursorischen Biographie Paul Noacks von 1998 – mit jeweils 600 bzw. 700 Seiten erstmals ein umfassendes Bild von Jüngers Leben in seinem Jahrhundert zeichnen. Sie stammen von dem Heidelberger Literaturwissenschaftler Helmuth Kiesel und dem Berliner Publizisten und Journalisten Heimo Schwilk, die sich beide schon früher mit Jünger auseinandergesetzt haben, wobei Schwilk auch persönlich mit ihm bekannt war.

Anhand dieser beiden Biographien läßt sich jedoch nicht nur das Verhältnis von Jüngers Leben zur Geschichte des 20. Jahrhunderts studieren. Sie laden auch besonders dazu ein, erneut über das Verhältnis von Leben und Werk Ernst Jüngers nachzudenken. Denn einerseits ist bekannt, daß dieses Werk in hohem Maße «lebensgeschichtlich grun-

diert» (S. 53) und autobiographisch motiviert war, wie Kiesel schreibt. Dies gilt nicht nur für die Tagebücher, die einen Großteil von Jüngers Schaffen ausmachen, sondern auch für seine Romane und Erzählungen, in vielem sogar für seine zeitdiagnostischen Essays. Andererseits läßt diese lebensgeschichtliche Grundierung aber keine unmittelbaren Rückschlüsse vom Werk auf das Leben zu. Denn Jüngers Aufzeichnungen waren von Anfang an, auch das wird von Kiesel zu Recht betont, einem hohen Willen zur Stilisierung und Formgebung unterworfen. Zugleich sah sich Jünger schon früh als «exemplarische Existenz» und verallgemeinerte das selbst Erlebte zu universalen Gesetzmäßigkeiten.

Die beiden Biographien lassen sich durchaus komplementär lesen. Kiesels zumeist nüchterne Darstellung wahrt ihrem Gegenstand gegenüber insgesamt eine größere Distanz, bemüht sich aber um ein möglichst abgewogenes Urteil. Sie liefert mehr historischen Kontext und geht ausführlicher auf Jüngers Werke ein. Schwilks Biographie ist demgegenüber stärker erzählend und steht ihrem Gegenstand näher. Sie fußt auf weniger Sekundärliteratur, dafür aber auf mehr Originaldokumenten aus Jüngers Nachlaß im Deutschen Literaturarchiv in Marbach.

Der Vorteil dieser größeren Nähe zu Jünger und zu den Originaldokumenten offenbart sich vor allen Dingen in den ersten Kapiteln über Jüngers Kindheit und Jugend sowie über die Teilnahme am Ersten Weltkrieg. Schwilk hat hierzu viele bisher unbekannte Jugendbriefe Jüngers ausgegraben und zeichnet mit ihrer Hilfe ein eindringliches Psychogramm einer unbehausten Kindheit. Auch Kiesel geht auf Jüngers Schwierigkeiten in der Schule und auf manche Kindheitsängste ein, insgesamt stellt er das erste Kapitel jedoch unter die Überschrift «Geborgenheit» und zeichnet vor allen Dingen von Jüngers Vater das Bild eines zwar eigensinnigen und strengen, insgesamt aber fürsorglichen *pater familias*. Schwilk macht mit Hilfe der genannten Briefe dagegen das äußerst gespannte Verhältnis deutlich, in

dem der verträumte Junge zum Vater stand, der als schroffer Rationalist erscheint und bei der Verfolgung seiner beruflichen und wirtschaftlichen Interessen wenig Rücksicht auf die Familie nahm. Die vielen Umzüge und die daraus resultierenden Schulwechsel sowie das schwierige Verhältnis zum Vater hätten in Jünger schon früh das Gefühl einer existentiellen Fremdheit und eines «Urmisstrauens» (S. 41) geweckt, so Schwilk. Die Schule, in der er bis zuletzt ein miserabler Schüler war, habe Jünger «schwerer und länger anhaltend [traumatisiert] als die Erlebnisse und Verwundungen während des Ersten Weltkrieges» (S. 42).

Jünger floh in dieser Situation schon früh in die Parallelwelt der Literatur und entwickelte sich zum obsessiven Leser, was seine schulischen Leistungen noch weiter verschlechterte. Auch die Flucht des knapp 18jährigen in die Fremdenlegion, aus der ihn der Vater nach wenigen Wochen zurückholte und der Jünger später das Buch *Afrikanische Spiele* widmete, erscheint vor diesem Hintergrund nicht wie bei Kiesel allein als Akt der «Abenteuerlust» (S. 19), sondern vor allen Dingen als Verzweiflungstat und als früher Versuch, der als feindlich empfundenen bürgerlichen Ordnung zu entkommen.

Daß auch die Freiwilligenbegeisterung zu Beginn des Ersten Weltkriegs noch von Verzweiflung grundiert war, verdeutlicht Schwilk mit einem Zitat Nietzsches, der 1882 vorausgesagt hatte, daß die zu erwartende freudige «Aufopferung für das Vaterland» im nächsten Krieg für die eskapistische Jugend nur ein «Umweg zum Selbstmord» sei, «aber ein Umweg mit gutem Gewissen» (S. 87). Die Beteiligung am Krieg selbst schildert Schwilk dann hauptsächlich anhand der unveröffentlichten Kriegstagebücher, die Jünger später als Vorlage für die *Stahlgewitter* und die weiteren Kriegsbücher dienten und die auch von Kiesel für seine Darstellung herangezogen werden. Diese Originaltagebücher bestehen zwar nicht, wie von Jünger selbst später insinuiert wurde, nur aus unzusammenhängenden Stichworten, sondern enthalten bereits

viele ausformulierte Passagen. Bei Schwilk und bei Kiesel zeigt sich nun aber, daß Jünger auch diese ausformulierten Passagen für die *Stahlgewitter* später stark überarbeitet hat. Das führte nicht nur dazu, daß Anflüge von Kriegsmüdigkeit – «Wann hat dieser Scheißkrieg ein Ende?» (Kiesel, S. 124) – gestrichen und statt dessen heroistische und nationalistische Deutungen eingefügt wurden. Es führte vor allen Dingen zu einer gründlichen Überarbeitung des Stils, wobei Jünger seine schon von einem Lehrer konstatierte «Neigung zu gesuchter und überladener Ausdrucksweise» (Schwilk, S. 78) zum Stilmerkmal weiterentwickelte.

Auch wenn die Originaltagebücher im strengen Sinn ebenfalls schon als literarische Bearbeitung des Erlebten gewertet werden müssen, wird an der Diskrepanz zu den späteren Kriegsbüchern doch deutlich, daß Jünger sich erst nach dem Krieg bewußt zum Schriftsteller entwickelte. Wichtigstes Charakteristikum der Jüngerschen Autorschaft wird von nun an die bewußte Überführung des Lebens in Literatur sein, wobei sich Jünger allen Vorstellungen von Authentizität oder historischer Korrektheit verweigert und in einem wahren Bearbeitungszwang alle seine Schriften permanent zu neuen « Fassungen » revidiert, von denen ihm immer die letzte, nie die erste die gültige ist. Daß dadurch eine Anverwandlung des Lebens an die Literatur stattfindet und tatsächlich jede Vorstellung von authentischem Erleben hinfällig wird, verdeutlichen dann die Tagebücher des Zweiten Weltkriegs. Auch diese werden von Kiesel und Schwilk im Original zitiert. Hier findet sich aber keine vergleichbare Diskrepanz zwischen erster Niederschrift und späterer Überarbeitung mehr. Sie wurden von vornherein als Literatur zu Papier gebracht.

Daß nicht nur Jüngers Kriegsbücher der Jahre 1920 bis 1926 als «Versuche der Traumabewältigung» (Kiesel, S. 260) verstanden werden können, sondern letztlich seine Autorenexistenz als ganze, wird im Blick auf die Nachkriegszeit deutlich. Besonders Schwilk betont die Fortsetzung von Jün-

gers Lebensunmut nach dem Ersten Weltkrieg und zeigt unter anderem auch, daß seine Politisierung nicht unmittelbar nach dem Krieg einsetzte, sondern erst ab etwa 1923. Auch diese nationalrevolutionäre Politisierung läßt sich dann bis zu einem gewissen Grad noch als Antwort auf Jüngers Lebenskrise nach dem Weltkrieg verstehen.

In der Darstellung von Jüngers politischem «Ultra-Radikalismus» (Kiesel, S. 325) und seinem politischen Engagement in den nationalen Bündnen der radikalen Rechten lassen es beide Autoren nicht an Deutlichkeit fehlen. Während sich Schwilk weitgehend auf eine Rekonstruktion von Jüngers «neuem Nationalismus» und seinem Verhältnis zum aufsteigenden Nationalsozialismus beschränkt, diskutiert Kiesel auch dessen historische Bewertung. Dabei bleibt er allerdings etwas zu sehr um Ausgewogenheit bemüht und kann sich nicht zu einem klaren Urteil durchringen. Symptomatisch ist ein Satz Kiesels zu Jüngers antiassimilatorischem Antisemitismus: «Wer will, kann beim Vorwurf des Antisemitismus bleiben.» (Kiesel, S. 312) Hier hätte man doch gerne genauer gewußt, wie Kiesel selbst zu diesem Vorwurf steht.

Ein Glanzstück von Kiesels Abhandlung ist dann jedoch die Analyse der 1929 erschienenen ersten Fassung von Jüngers Prosasammlung *Das abenteuerliche Herz*. Hier kann Kiesel zeigen, wie Jüngers schleichender Rückzug vom politischen Engagement in die Literatur diese gleichzeitig in ein esoterisches Programm der Elitenbildung transformierte und so politisch wirksam blieb. Dies war zugleich das Model für Jüngers weiteres Schaffen, gerade auch unter den Bedingungen der nationalsozialistischen Herrschaft, der sich Jünger von Anfang an verweigerte.

Es ist für beide Biographien kennzeichnend, daß sie sich vor allen Dingen auf die frühen Jahre bis 1933 konzentrieren und dann für die Jahre ab 1945 – also für Jüngers gesamte zweite Lebenshälfte – nur noch einen kleinen Teil ihres Umfangs bleibt (bei Kiesel sind es 140 von 670 Textseiten, bei Schwilk

138 von 568). Besonders Schwilks Darstellung der Zeit ab 1933 fällt deutlich gegenüber den vorherigen Teilen ab. In der Auseinandersetzung mit Jüngers Haltung während des Zweiten Weltkriegs erwähnt Schwilk dessen Aufenthalt an der Ostfront des Kaukasus im Winter 1942/43 nur auf einer halben Seite, dabei ist dieser Aufenthalt zentral, wenn man Jüngers Position gegenüber den NS-Verbrechen beurteilen will. Kiesel setzt sich damit ausführlicher auseinander, bewertet Jüngers «Desaster» (Helmut Lethen) an der Ostfront aber milder als es etwa Lethen und Hannes Heer in früheren Aufsätzen getan haben.

Für die Nachkriegszeit tritt bei Schwilk die Spannung von Leben und Werk weitgehend hinter einer Nacherzählung von Jüngers Leben zurück, wie er es in seinem Werk selbst dargestellt hat. Dies zeigt sich deutlich, wenn Schwilk die Legende wiederholt, Jünger sei unter Publikationsverbot gestellt worden, weil er sich geweigert habe, den Entnazifizierungsfragebogen auszufüllen, während Kiesel richtig darstellt, daß Jünger schon vor den Entnazifizierungsverfahren auf eine *black list* gesetzt wurde, später aber gar nicht vor einer Spruchkammer erscheinen mußte. Jüngers Verhältnis zur Bundesrepublik und die posthistorische Esoterik seiner späten Jahre wird allerdings auch bei Kiesel nicht mehr so ausführlich dargestellt wie die früheren Perioden. Hier hätte man aus seinem Verhältnis zum Nachkriegskonservatismus wie auch aus dem ambivalenten Antagonismus der politischen Linken mehr machen können. Der eigentliche Gewinn beider Biographien liegt also in der Darstellung der frühen Jahre, in denen Jünger langsam zum Autor seines eigenen Lebens wurde, um sich schließlich in die Ikone seiner selbst zu verwandeln, als die er uns, weißhaarig, von beiden Covern entgegenglickt.

Oswald Spengler an sich selbst

Oswald Spengler: Ich beneide jeden, der lebt. Die Aufzeichnungen «Eis heauton» aus dem Nachlaß. Düsseldorf: Lilienfeld 2007, 143 S.

«Die intimen Offenbarungen des Raubtierphilosophen», so verspricht es der Verlagsprospekt, lägen hiermit nun ediert und in schöner Ausstattung vor. Allein, wird der Leser bei diesem Beinamen nicht eher einen Bogen zu Nietzsches «blonder Bestie» schlagen, als an Oswald Spengler zu denken? Letzteres wird er dann tun, wenn er sich des vermeintlichen Kernsatzes der Spenglerschen Anthropologie erinnert – «der Mensch ist ein Raubtier» (*Der Mensch und die Technik*, 1931) –, auf den Ernst Bloch später den Titel eines Essays münzte. Doch die Fragen, mit denen Spengler an das Leben herantrat, waren von zarterer Art, als es das Raubtier-Philosophem vermuten läßt. «Was ist das Individuum seelisch? ... Wann beginnt das «Eigenleben»?», lauten zwei der posthumen *Urrfragen*. Von einem Dokument wie dem nun publizierten erwartet man denn auch zunächst einen Blick auf den Zwiespalt, der sich zwischen öffentlicher Persona und privatem Bekenntnis auftut. So klagt Spengler: «Wie einsam ist man mit einer so empfindsamen Seele!» Diese versteckt er freilich hinter seiner «Maske», hinter der Gewohnheit, «wenn es zum Weinen zumute ist, ganz anders zu sagen, zu lügen, zu erfinden, cynische Stimmung zu heucheln». Doch wer genau ist dieser Spengler, von dem wir solch Überraschendes erfahren?

Der Spengler, der sich diese Notizen macht, ist zunächst der an der nervlichen Belastung des Berufs gescheiterte Oberlehrer, dem ein kleines Erbe erlaubt, sich ab 1911 in eine eher prekäre Existenz in Schwabing zurückzuziehen. Dort erlebt er – so

die gängige Erzählung – den unter der Chiffre «Agadir» immer wieder erwähnten Schock der zweiten Marokkokrise, die ihn zur Konzeption eines Buches mit sprichwörtlich gewordenem Titel veranlaßt: *Der Untergang des Abendlandes*. In die Zeit von dessen Niederschrift und Publikation (1913–1919) fallen, soweit sich das feststellen läßt, die vorliegenden Aufzeichnungen. Zusammengetragen wurden sie nach Spenglers Tod von seiner Schwester und später seiner Nichte zu einem Typoskript, das der Spengler-Forschung unter dem Titel *Eis heauton* bekannt ist. Die Marc Aurel entlehnte Überschrift – «an mich selbst» – mag zunächst ein Kompendium zur eigenen Erbauung suggerieren, doch es geht Spengler um mehr, um «eine neue Art von Biographie: rein seelisch: Wie die Seele versucht Ausdruck zu finden.»

Dieser Versuch fällt Spengler aus mehreren Gründen schwer. Konnte Nietzsche zu seinem *Ecce Homo* noch mit der Rede vom «Glück meines Daseins» anheben, so findet sich bei Spengler kein Zeugnis einer glücklichen Fügung nach überstandenen Fährnissen. Das *Ecce* weist hier vielmehr auf eine Leidensgeschichte hin, der sich Spengler noch nicht entronnen wähnt. Zusammenfassen läßt sie sich schnell: Die kleinbürgerliche Herkunft, die lieblosen Eltern, die einsame Kindheit und Jugend, die Angstträume, die Flucht in literarisch entwickelte Großmachtphantasien und die Orientierung an den künstlerischen Verwandten. Mit Blick auf seine Zeit ergeht sich Spengler in einer raunzenden Kulturkritik, die «Barbarei, Sport, Amerikanismus, Tempo» beklagt und ganz besonders den «Plunder» der Gegenwartsliteratur, erzeugt von eitlen Lohnschreibern. Man erfährt in *Eis heauton* manches über Spenglers Vorlieben, schüttelt auch zuweilen den Kopf ob seiner vielen blinden Flecken. Im Ganzen aber zeigt sich ein allgemeines Empfinden des Zuspätkommenseins, das Gefühl, die letzten Herbstblüten der abendländischen Kultur, Nietzsche und Wagner, gerade verpaßt zu haben. Gilbert Merlio bemerkt im Nachwort zu Recht, daß eine solche

Klage ihrerseits vom Epigonentum affiziert sei, und insofern mag das Leben Spenglers tatsächlich «ein typischer Lebenslauf aus der Zwischenzeit» sein. Die Spannung zwischen Allgemeinem und Individuellem ist aber für Spengler so problematisch, wie es bei einem Philosophen des Determinismus zu erwarten steht. Einmal betrachtet er sein Leben als ein «seltsam innerliches, rastloses, zwiespältiges», um anschließend eben darin eine «typische Problematik der Zeit um 1900» zu sehen.

Verharrt Spenglers Kulturkritik in *Eis heauton* auch im Rahmen des Konventionellen, so eröffnen sich hier doch neue Perspektiven auf das Gesamtwerk. Zwar erklärt Spengler einerseits, es ginge ihm nur darum, «mein Leben oder vielmehr das bittere Stück Bewußtsein, das ein Leben hätte sein sollen und können, zu erzählen», doch drängt es ihn bisweilen, Rechenschaft zu geben, «wie d. *UdA* entstand.» Tatsächlich erweist sich *Eis heauton* als eine Quelle, die sowohl Fragen der Ausarbeitung als auch solche der geistigen Problemstellung zu erschließen hilft. So begegnen wir einem Autor, der sich sein Hauptwerk unter Qualen abringt. Der apodiktische, zuweilen herrische Tonfall, über den die Kritik sich bald geärgert, bald mokiert hat, erscheint nun als eine weitere Maske, die sich Spengler aufsetzt.

Das Denken ist Spengler eine «Leidenschaft», und der Begriff ist durchaus ernst zu nehmen. Denn «die Freude am Schaffen» hört für Spengler auf, sobald er einen Gedanken notieren muß; «eine Qual ist es, restlos widerlich, ein Buch für andere daraus zu machen.» Die Arbeit verschafft ihm nur am Schluß die Erleichterung, endlich fertig zu sein, in der Ausarbeitung selbst überkommt ihn ein «Ekel vor dieser prosaischen Arbeit, etwas, das für mich feststand, für andre in dieser unsagbar langwierigen und langweiligen schriftlichen Manier verständlich zu machen.» Damit mag im übrigen auch ein Hinweis gegeben sein, warum die Autobiographie nie vollendet wurde und warum Spengler sich nach dem *UdA* auf kürzere, meist pamphletistische

Arbeiten beschränkte, während die Großprojekte *Urfragen* und *Frühzeit der Weltgeschichte* Fragment blieben.

Wohlgemerkt: Spenglers Problem ist mehr als eine schlichte Schreibhemmung. Denn seine Leidenschaft fürs Denken ist zugleich ein Leiden an der Geschichte, die wie ein Alb auf ihm lastet. Dies äußert sich zunächst in einer Identifikation mit dem Weltgeschehen, indem Spengler beispielsweise den Ersten Weltkrieg «als persönliche Schuld» begreift und «in entsetzlicher Verzweiflung» herumgeht, «wie ein Missetäter, der dafür Strafe verdient». Diese scheint er zeitweilig ganz konkret auf sich nehmen zu wollen: «lieber sterben als in einem erniedrigten Deutschland leben». Diese Pathetisierung der Geschichte hat zur direkten Folge, daß das eigentlich Empfundene, das «Gesehene», sich der Mitteilung entzieht. Mit gutem Grund hat Henning Ritter anlässlich der italienischen Ausgabe von *Eis Heauton* (*A me stesso*, siehe *FAZ* vom 19. Mai 1993) auf den Hofmannsthalschen Chandos-Brief verwiesen und Spenglers Aufzeichnungen in die Kontinuität der zeitgenössischen Ausdruckskrise gestellt. Von einer solchen ist tatsächlich die Rede, wenn Spengler klagt, ihm sei «das *eigentliche* Ausdrucksmittel versagt» geblieben. Diese Herausforderung verharrt jedoch nicht im Bereich des Literarisch-Historiographischen. Die Schwierigkeit Spenglers – «es führt kein Weg von dem was ich sagen *könnte* zu andren Menschen» – greift ebenso auf den zwischenmenschlichen Bereich über.

Spengler beklagt, ihm fehle der geistige Austausch. Das «schmierige Literatenvolk», die «Lumpen und Narren», unter denen er sich in Schwabing bewegt und von denen er sich vor dem großen Durchbruch abzusetzen versucht, kommen für ihn nicht in Frage. Dagegen hätte ihm ein Freund, «mit dem ich täglich meine Ideen durchsprechen könnte», so manche Mühe, manche Qual des Arbeitens erspart. Mit dem Durchsprechen aber müßte es eine besondere Bewandnis haben, denn: «Diskussionen sind mir widerlich. Ich gebe dem andren Recht, nur

damit er aufhört.» Der Freund, den er sich wünscht, wäre vielmehr «so ein Eckermännchen», der zugleich auch die leidige Mitteilung der Gedanken an die Mitwelt übernehme. Doch es bleibt dabei: «Kein Freund, ... keine Liebe.»

In Spenglers Verhältnis zu Frauen sieht es, soweit möglich, noch ärger aus. Da beklagt er, es gebe «in Deutschland kein geistreiches Mädel», die «Klugen» allerdings sind ihm zuwider, denn diese seien «zu dumm», dagegen nur die Dummen klug. Kurzum: «Ich spreche lieber mit einem Mädel, das ich mir von der Straße mitnehme, als mit diesem Künstlerpack.» Dennoch wünscht sich Spengler häusliches Glück, «verheiratet mit einer klugen, vornehmen, häuslichen Frau», befürchtet aber, eine solche – wenn sie sich denn finden ließe – wäre übermäßig hart gestraft, würde ihn doch sein «Bedürfnis nach Einsamkeit... zur Lust am Wehetun reizen.» So muß ihm die Schwester den Haushalt führen, die ihn in ihren Tagebüchern, nicht ohne Ehrfurcht, den «Signor» nennt. Zur Entspannung wünscht er sich «ab und zu ein Mädel mit schönem Körper», es bleibt indessen bei solchen Anspielungen.

Die «schreckliche Angst vor allem Weiblichen» ist nur eine der Ängste, die Spengler plagten. Die Angst vor der Ausführung des Werkes fand bereits Erwähnung, ebenso die Angst vor Bindungen, die Angst vor dem Alleinsein. Dazu kommen: «Die Angst, wenn ich in einen Laden treten soll.» Angst vor dem Einschlafen, Angst vor Albträumen, Angst schließlich vor dem Erwachen, die Angst des Kindes vor dem Dunkeln, vor den Erwachsenen – die Aufzählung ließe sich fortführen, der Begriff «Angst» erscheint in *Eis heauton* mehr als fünfzig Mal. Bei solch überwältigender Angst liegen Fluchtphantasien nahe, die bald ins biedermeierliche Idyll der Gelehrtenwohnung, bald in eine imaginierte Vergangenheit zielen. In einer aufschlußreichen Notiz zur erträumten politischen Rolle heißt es: «Allmächtiger Günstling eines tüchtigen Herrschers im 18. Jahrhundert.» Es mag sich bei alledem um die «Weltangst der Kinderseele» handeln, von der

Spengler im *UdA* schreibt, daß sie «den höheren Menschen, den Gläubigen, den Dichter, den Künstler in seiner grenzenlosen Vereinsamung niemals verläßt.» Gewiß rechnet Spengler sich zu diesen Kategorien; ob allerdings in diesem spezifischen Fall persönliche Erfahrung in Philosophie umgewandelt wurde, muß eine Vermutung bleiben. Auch bekennt er, sich «sehr spät entwickelt» zu haben. Seine Kindheit, seine Studienzeit gar, habe er in einer Traumwelt verbracht, in die er sich weiterhin zu flüchten scheint. Nur im Tagtraum findet Spengler die ihm gemäße Sphäre, doch sieht er sich sogleich mit der Unmöglichkeit konfrontiert, die Visionen, die ihm dort begegnen, in gelehrte Prosa zu übersetzen. Vor dem Ausgang aus dem Traum fürchtet sich schon das Kind, das den Zumutungen der Wirklichkeit noch eine Weile zu entgehen hofft. Hierin eröffnet sich wiederum eine frappierende Parallele zum *UdA*, wo das «Erwachen» den Übergang einer im kindlichen Frühstadium verharrenden Kultur in die historische Existenz markiert. Das Wissen, das dadurch ermöglicht wird, ist hier bloß eine dunkle Ahnung und daher Gegenstand der Furcht. Aus Spenglers organisistischer Metaphorik folgt, daß sich die gattungsgeschichtlichen Prozesse im Einzelwesen wiederholen, und tatsächlich tritt mit dieser «Weltangst» erst das eigentliche «Ich» hervor. Kurzum, ohne Furcht kein Bewußtsein des Selbst oder der Geschichte, und diesen im *UdA* thematisierten Zwiespalt zieht Spengler in *Eis heauton* persönlich nach. Nahe an den Beginn des *UdA* stellt Spengler die Frage, ob nicht «allem Historischen allgemeine biographische Urformen zugrunde» lägen. Diese Urform wiederum ist nichts anderes als der Versuch der Seele, «Ausdruck zu finden», der eingangs erwähnt wurde.

Andernorts begegnen sich Werk und Dokument in ihrer Diskrepanz. Spengler nämlich, soviel mußte deutlich geworden sein, war alles andere als der von ihm propagierte neue deutsche Typus, der sich mutig und illusionslos der Zukunft stellte, der Technik zu- und der Dichtung abgewandt. Als

«Träumer» plagte ihn der «Neid auf den Tatmenschen» und die damit einhergehende «Verachtung des Träumers». Der «Raubtierphilosoph» erscheint so als eine bloße Persona, als schützende Pose: «Ich bin ein Feigling, zaghaft, hilflos. Noch heute ist es nur die Gewohnheit, nach außen sicher aufzutreten, die mich etwas schützt.» Dementsprechend fehlt in diesen Bekenntnissen weitgehend auch der Stilwille, der dem *UdA* über seine Längen hinweghilft und der ihm von Thomas Mann die Bezeichnung «intellektueller Roman» eingetragen hat. Die «neue deutsche Meisterprosa», die Spengler in einem Brief einfordert und den «Dummköpfen und Hanswürsten» gegenüberstellt, entpuppt sich als selbstempfundenes Scheitern an der Schwelle zwischen Anschauung und Begriff.

Eine solche Lesart tendiert freilich dazu, die politischen Implikationen und Gefahren des Spenglerschen Gedankengebäudes zu minimieren. Es ist allerdings nie ein Mangel an solchen Warnungen gewesen, und so soll hier lediglich auf das von Gilbert Merlio verfaßte Nachwort zur vorliegenden Ausgabe verwiesen werden. Merlio liest Spenglers Bekenntnisse ohne besondere Sympathie für den Menschen. Zwar geht auch er auf Spenglers Ausdruckskrise ein und stellt eine Korrespondenz von «Ontogenese mit Phylogenese, Selbstbiographie und Biographie der Kultur» fest, allerdings ohne diese Zusammenhänge weiter auszuführen. Mit der in *Eis heauton* zutage tretenden Weinerlichkeit wie mit ihrem Komplement, dem spießbürgerlichen Größenwahn, geht Merlio dagegen hart ins Gericht, ohne jedoch gerade des jungen Spenglers tatsächliche Leiden in Abrede zu stellen.

Angesichts der überwältigend harschen Kritik fragt man sich jedoch, ob hier nicht überflüssigerweise nachgetreten wird. Gegen das immer wieder zwanghaft – und nun auch hier – zitierte Adorno-Wort, wonach «der Vergessene Spengler sich rächt, indem er Recht behält», ließe sich (wenn auch auf Kosten eines guten Wortspiels) einwenden, die Geschichte des 20. Jahrhunderts habe Spengler übel

mitgespielt, indem sie seine kreativen Züge mit dem Verhängnis der von ihm vermeintlich beförderten Entwicklungen überdeckt hat. Umso mehr gilt es, auch und gerade in Spenglers Nachlaßwerken neue Problemkomplexe zu erschließen, zu denen *Eis heauton* einen Beitrag liefert, und schon das allein ist ein Grund, diese Edition zu begrüßen. Sie ist übrigens auch philologisch weitgehend gelungen, wenn gleich seltsamerweise anscheinend von einem Anonymus besorgt. Schon mehrmals hat man sich in den letzten Jahrzehnten an einer Spengler-Renaissance versucht, zumeist in kulturkämpferischer Tendenz mit Blick bald auf Russland, bald auf die arabische Welt. Für solche Wiederbelebungsversuche geben Spenglers Aufzeichnungen nichts her, und gerade das macht sie interessant. Einmal verweisen sie bereits auf den Problemzusammenhang der *Urfragen*, deren Rezeption bislang vor allem in Italien stattgefunden hat, und auf den Schritt vom ersten zum zweiten Band des *UdA*, in dessen erstem Kapitel Spengler das unvollendete Werk ankündigt. Indem *Eis heauton* von der Ausarbeitung des *UdA* zeugt und davon, wie Spengler Kulturbigraphie und Autobiographie aufeinander bezieht, gibt dieses Dokument der Spengler-Forschung dringend benötigte neue Anstöße. Die im *UdA* unternommene Wiederverzauberung des Kosmos durch die ästhetische Versöhnung von Natur und Geschichte wird in ihrer psychologischen Folgerichtigkeit erst durch den Blick auf Spenglers Lebenskrise, die auch eine Ausdruckskrise war, erkennbar.

Die Autorinnen und Autoren

SONJA ASAL

ist Geschäftsführende Redakteurin der Zeitschrift für Ideengeschichte.

JAN BÜRGER

geb. 1968, ist wissenschaftlicher Mitarbeiter des Deutschen Literaturarchivs Marbach.

CARSTEN DUTT

geb. 1965, ist Akademischer Rat am Germanistischen Seminar der Universität Heidelberg.

DURS GRÜNBEIN

geb. 1962, ist Dichter, Essayist, Übersetzer, Professor an der Kunstakademie Düsseldorf.

ERICH KLEINSCHMIDT

geb. 1946, ist o. Prof. für Neuere deutsche Literaturwissenschaft mit kulturwissenschaftlichem Schwerpunkt an der Universität zu Köln.

PETER KÖNIG

geb. 1956, lehrt Philosophie an der Universität Heidelberg.

JOE PAUL KROLL

geb. 1979, studiert an der Universität Princeton und arbeitet an einer Dissertation zum Streit um die Geschichtsphilosophie von Schmitt über Löwith bis Blumenberg.

MICHAEL MATTHIESEN

geb. 1959, war bis 2007 wissenschaftlicher Mitarbeiter des Max-Planck-Instituts für Geschichte in Göttingen. Derzeit ist er Gast des Deutschen Literaturarchivs Marbach.

DANIEL MORAT

geb. 1973, ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität Berlin.

TIM B. MÜLLER

geb. 1978, ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Neuere Geschichte (Schwerpunkt 19. Jahrhundert) der Humboldt-Universität zu Berlin.

ANSON RABINBACH

geb. 1945, ist Professor für Moderne Europäische Geschichte an der Universität Princeton.

THEO STAMMEN

geb. 1933, Professor emeritus für Politikwissenschaft an der Universität Augsburg; Hauptarbeitsgebiete: Politische Ideengeschichte und vergleichende Systemanalyse.

MARTIAL STAUB

geb. 1964, ist Professor für Mittelalterliche Geschichte an der Universität Sheffield (GB).

DIETER TEICHERT

geb. 1958, lehrt Philosophie an der Universität Konstanz.

MICHAEL THIMANN

geb. 1970, leitet die Forschergruppe «Das wissende Bild» der Max-Planck-Gesellschaft am Kunsthistorischen Institut in Florenz.

JA! Ich möchte die *Zeitschrift für Ideengeschichte* abonnieren oder verschenken!

Bitte senden Sie die *Zeitschrift für Ideengeschichte* ab der nächsten Ausgabe an:

Meine Adresse (Rechnungsadresse):
(bitte auch ausfüllen, wenn Sie die *Zeitschrift für Ideengeschichte* verschenken wollen)

Name, Vorname

Straße

PLZ / Ort

Telefon

Datum / Unterschrift

Adresse des Geschenkempfängers:
(nur ausfüllen, wenn Sie die *Zeitschrift für Ideengeschichte* verschenken wollen)

Name, Vorname

Straße

PLZ / Ort

Telefon

Datum / Unterschrift

Die *Zeitschrift für Ideengeschichte* erscheint viermal jährlich. Jedes Heft hat einen Umfang von rund 128 Seiten mit Abbildungen. ISSN 1863-8937

Abonnement: Jährlich 4 Hefte € 40,-

inkl. Vertriebsgebühren (Inland); zzgl. Vertriebsgebühren (Ausland) € 16,-. Abbestellungen müssen bis sechs Wochen vor Jahresende erfolgen.

Bitte den Bestellcoupon Ihrer Buchhandlung übergeben oder senden an:

Verlag C.H.BECK, Wilhelmstraße 9, D-80801 München;
Telefon: 089-38189-750; Fax: 089-38189-358;
e-mail: bestellung@beck.de

Widerrufsrecht: Die Bestellung kann ich innerhalb der folgenden zwei Wochen ohne Begründung beim

Verlag C.H.BECK, Wilhelmstraße 9, D-80801 München;
e-mail: bestellung@beck.de

in Textform widerrufen. Zur Fristwahrung genügt die rechtzeitige Absendung.

Ich möchte die folgenden bereits erschienenen Ausgaben zum Einzelpreis von je € 12,- bestellen:



C.H.BECK

www.chbeck.de
www.z-i-g.de



Heinrich August Winkler: **Auf ewig in Hitlers Schatten?** Über die Deutschen und ihre Geschichte. 222 Seiten. Gebunden EUR 19.90

Fritz Stern: **Fünf Deutschland und ein Leben.** Erinnerungen. Aus dem Englischen von Friedrich Griese. 674 Seiten, 27 Abbildungen. Leinen EUR 29.90

„Brillant geschriebene Essays
... Viele aufgeregte, von der
Parteien Hader gespeiste Zei-
tungs- und Fernsehdebatten
über die deutsche Vergangen-
heit finden hier nachdenkliche
Antworten.“

*Wilhelm von Sternburg,
Die Zeit*

„Das faszinierende Zeugnis
eines großen Historikers,
lehrreich, klug, berührend.“
Norbert Frei, Die Zeit

„Ein herausragendes Leben
im 20. Jahrhundert, gespie-
gelt in einer ebenso heraus-
ragenden Autobiografie.“
Paul Nolte, Literaturen

C.H. BECK
www.chbeck.de